Reinhold Ortmann.

Casamicciola.

Roman in zwei Bänden.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1895.

Casamicciola.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1895.

1.

Die sengende Sprühhitze, die der winzig kleine und bedenklich altersschwach aussehende Kanonenofen eine Viertelstunde lang ausgestrahlt hatte, war schnell verflogen. Feuchte, unbehagliche Kälte drang durch die Ritzen und Spalten des schlecht schließenden Fensters in das schmale Gemach. Zuweilen erklirrten die Scheiben leise unter einem besonders heftigen Windstoß oder ein kurzer Regenschauer prasselte lärmend und ungestüm auf die Zinkplatten des Daches nieder. Dann hob wohl der Aeltere von den beiden, welche da am Tische über ihren Büchern saßen, für ein paar Sekunden den Kopf, und über sein Gesicht glitt etwas wie ein Ausdruck des Behagens, welcher aus den Verhältnissen, die ihn umgaben, eigentlich nur schwer erklärt werden konnte.

Denn auch das Abendessen, welches die beiden Zimmergenossen erst unlängst beendet zu haben schienen, war — nach den vorhandenen Geschirren

und Speiseresten zu urteilen — von überaus bescheidener Art gewesen. Da standen an einer Ecke des Tisches neben einem groben Brote und einem Töpfchen voll ausgeschmolzenen Schweinefettes noch die beiden henkellosen, irdenen Tassen, aus denen die glücklichen Eigentümer einen Labetrunk geschlürft hatten, der mit wirklichem Kaffee sicherlich nur sehr wenig Aehnlichkeit gehabt. Wenigstens verbreiteten die unbestimmt bräunlichen Reste, die in den Gefäßen zurückgeblieben waren, einen sehr wenig einladenden Duft nach Cichorie oder gebrannter Gerste, und von verschönernden Zuthaten, wie sie bei glücklicher situierten Leuten Zucker oder Rahm abzugeben pflegen, war nirgends an dem Tische etwas zu erblicken.

Dürftig wie die Ausstattung und Besetzung dieser Abendtafel war auch die gesamte Einrichtung des kleinen Zimmers, das sich durch die schräge Fensterwand und durch eine sehr geringe Höhe auf den ersten Blick als eine Mansardenstube kennzeichnete.

Man mußte von der Zahl und der Beschaffenheit der zur Notdurft und Bequemlichkeit des Lebens unbedingt erforderlichen Gegenstände schon eine recht bescheidene Vorstellung haben, um hier

keines dieser unentbehrlichen Dinge zu vermissen — und wenn es in dem kahlen Gemach dennoch etwas gab, das sich fast wie Reichtum oder Verschwendung ausnahm, so war es einzig der breite und dicht gefüllte Bücherständer, welcher beinahe die Hälfte der Wand gegenüber den beiden eisernen Bettstellen einnahm. Auf Bücher und Skripturen, die jedes verfügbare Fleckchen der Tischplatte bedeckten, fiel dann auch der Lichtschein der etwas trübselig brennenden Lampe, und selbst auf dem Fußboden gab es einen sauber aufgeschichteten Stapel von Büchern, die augenscheinlich sonst nirgends unterzubringen waren.

Aber die Liebhaberei für eine Beschäftigung mit gelehrten Dingen, welche man danach bei den Bewohnern des Zimmers wohl voraussetzen mußte, schien doch nicht bei jedem von ihnen gleich stark ausgeprägt zu sein. Der Jüngere wenigstens, ein vielleicht sechszehnjähriger, etwas schmächtiger Knabe mit klugem, blassem Gesicht, starrte ziemlich zerstreut und verdrossen in das vor ihm aufgeschlagene Buch. Tiefer Mißmut war in dem Blick, mit dem er von Zeit zu Zeit über seine kümmerliche Umgebung dahinstreifte, und zuletzt schob er sogar mit einem tiefen Seufzer Bücher und Hefte von sich,

um sich müde in seinen unbequemen Holzstuhl zurückzulehnen.

„Nein, ich kann es nicht mehr ertragen!“ sagte er in einem Tone vollständiger Entmutigung. „Ich wollte, Rudolf, Du hättest mich zu einem Schuster oder Schneider in die Lehre gegeben! Dann wäre doch jetzt Feierabend und ich müßte mich nicht bis in die tiefe Nacht mit diesen Schmökern plagen.“

Der Angeredete, welcher dem Aussehen nach um etwa neun Jahre älter sein mochte als sein Gegenüber, blickte überrascht empor. Es war eine auffallende Familienähnlichkeit zwischen den Gesichtszügen beider; aber auf dem hübschen, offenen Antlitz des Aelteren lag es wie ein Abglanz ungetrübter, ruhiger Seelenheiterkeit.

„Um Gottes willen, Fritz,“ rief er in drolligem Entsetzen, „welch ein böser Geist der Auflehnung ist mit einem Mal in Dich gefahren! — Des Markus Tullius Cicero unsterbliches Werk „De oratore“ nennst Du einen Schmöker! — Ich glaube der wackere Professor Muskulus würde Dir trotz seiner sprichwörtlichen Herzensgüte nie wieder eine freundliche Miene zeigen, wenn er diese Lästerung hätte vernehmen können.“

Trotz des scherzenden Tones der Zurechtweisung wich der düstere Schatten nicht von dem Gesicht des Knaben.

„Der Professor Muskulus ahnt wahrscheinlich ebensowenig als irgend ein anderer, was es Dich kostet, einen Gelehrten aus mir zu machen," erwiderte er, „und wie das Leben beschaffen ist, das wir beide darum führen müssen. Du weißt, wie dankbar ich Dir für Deine brüderliche Aufopferung bin, aber ich möchte wirklich, Du gäbest die hochfliegenden Pläne für meine Zukunft auf und ließest mich einen einfachen Handwerker oder Advokatenschreiber werden."

Nun wurde auch der Andere ernster, und er schob die Lampe zurück, um dem Bruder besser in das blasse Gesicht sehen zu können.

„Du sprichst also im Ernst?" fragte er, „Du hast keine Freude mehr an der Beschäftigung mit den Wissenschaften und an dem Gedanken, es zu etwas Tüchtigem darin zu bringen?"

Der Gymnasiast zögerte, aber nach Verlauf einiger Sekunden sagte er mit Entschiedenheit:

„Ich will Dich nicht belügen, Rudolf! Nein, ich habe keine Freude mehr daran. Wieviele Jahre

müßten noch vergehen, ehe ich auf eigenen Füßen zu stehen vermöchte, und bis dahin —"

„Nun — bis dahin?"

„Läge ich Dir zur Last und Du wärest wie bisher genötigt, jedes sauer erworbene Stück Brot mit mir zu teilen. Kannst Du mir im Ernst böse sein, wenn solche Vorstellung mich bedrückt und mutlos macht?"

„Aber das ist ja Unsinn, mein Junge! — Hast Du denn jemals wahrgenommen, daß ich die Sorge für Dich und Deine Ausbildung als eine Last empfinde? Hast Du mich jemals unzufrieden gesehen mit meinem Geschick?"

„Nein, denn Du bist viel zu großmütig, um mich etwas davon merken zu lassen. Aber ich werde trotzdem niemals glauben, daß Du Dich bei einem Leben, wie wir es führen, wohl und behaglich fühlen kannst."

„Und was ist denn so Schreckliches an diesem Leben, Du jugendlicher Pessimist? — Haben wir einen Grund, uns der Verzweiflung hinzugeben, weil wir unseren Mittagstisch nicht alltäglich mit Braten und Wein besetzen können? — Oder soll es mich mit Lebensüberdruß erfüllen, daß ich fünf Treppen emporzusteigen habe, während andere sich

mit einer einzigen begnügen dürfen? Ich habe unser Dasein im Gegenteil bis jetzt für ein recht erträgliches gehalten."

„So, Du findest es also erträglich, daß wir ein paar Tage in der Woche von Brot und Kaffee leben und uns glücklich schätzen müssen, wenn uns nicht obendrein Hände und Füße vor Kälte erstarren? — Du findest es erträglich, daß wir uns nie ein Vergnügen oder eine Zerstreuung bereiten können — daß wir keine Freunde haben dürfen, weil wir uns schämen müßten, sie hier in dieser elenden Kammer zu empfangen? Das alles findest Du erträglich — und es macht Dich nicht unglücklich, zu denken, daß es noch jahrelang in derselben Not und demselben Jammer fortgehen soll?"

Die blassen Wangen des Knaben hatten sich während des Sprechens lebhaft gerötet und um seine Mundwinkel zuckte es. Es war, als ob eine Fülle von lange zurückgedrängter, schmerzlicher Bitterkeit nun endlich ungestüm und unwiderstehlich nach Befreiung ringe. Betroffen und traurig ruhte der Blick des anderen auf seinem erregten Gesicht.

„Es ist also nicht so sehr die Rücksicht auf mich, welche Dir den Wunsch eingiebt, Deinen Lebensplan zu ändern, als Deine eigene Un-

zufriedenheit mit unserer gegenwärtigen Lage. Du schämst Dich unserer Armut und sehnst Dich vielleicht insgeheim nach irgend welchen unerreichbaren Dingen. Ist es nicht so, Fritz?"

Nicht in einem Ton herben Vorwurfs, sondern mild und freundlich hatte er gesprochen, und wenn es sich eben noch wie eine Wallung des Trotzes in der Seele des Knaben geregt hatte, so war sie jedenfalls vor der Wärme dieser sanften Erwiderung rasch dahin geschmolzen. Ungestüm sprang er auf und eilte auf den Bruder zu, um mit beiden Armen seinen Hals zu umschlingen.

„Schilt mich, Rudolf, und nenne mich undankbar, denn Du hast ein Recht dazu!" rief er, mühsam gegen die aufsteigenden Thränen kämpfend. „Aber wäre es denn besser gewesen, wenn ich Dir ein Geheimnis daraus gemacht und Dich Stunde für Stunde belogen hätte? — Ja, ich fühle mich unglücklich, und ich sehne mich hinaus aus diesen engen Verhältnissen, die mich bedrücken, wie wenn ich in einer Gefängniszelle säße. Nicht unsere Armut ist es, deren ich mich schäme, sondern die peinigende Notwendigkeit, diese Armut fortwährend verbergen und bemänteln zu müssen, als ob sie ein strafwürdiges Verbrechen wäre. Ich will nicht,

daß meine reichen Mitschüler mich geringschätzig ansehen, und ich möchte vor stillem Ingrimm vergehen, wenn ich bemerke, wie sie sich hinter meinem Rücken über die Fadenscheinigkeit meines Anzuges oder über die zwanzig Flicken auf meinen Stiefeln lustig machen. Ich bin nicht neidisch und mißgünstig, aber es zerreißt mir das Herz, wenn ich sie von tausend schönen Dingen reden höre, deren Mehrzahl ich nicht einmal dem Namen nach kenne, während sie ihnen nur als ein selbstverständlicher Schmuck des täglichen Lebens erscheinen. Darum laß uns ein Ende machen — ich bitte Dich darum! — Man muß einen so edlen und starken Charakter haben wie Du, um dies alles zu ertragen — ich aber, ich fühle, daß ich zu schwach dazu bin. — Gieb mich einem ehrlichen Handwerksmann in die Lehre, und wie schwer auch meine Arbeit, wie kümmerlich auch mein Leben bei ihm sein mag, ich werde doch alles ohne Murren auf mich nehmen, wenn ich nur unter meinesgleichen bin und mich nicht länger eines Mangels zu schämen brauche, den ich doch nicht selbst verschuldet habe."

Die Thränen rollten unaufhaltsam über seine Wangen, und es war gewiß nicht daran zu zweifeln,

daß es ihm heiliger Ernst um sein Verlangen sei. Geduldig hatte der Andere ihn bis zu Ende reden lassen; nun aber erfaßte er seine beiden Hände und sagte mit eindringlichem Ernst:

„Was Du da sagst, darf mich nicht befremden; denn es gab eine Zeit, in der ich ungefähr ebenso dachte und fühlte als Du. Unser Vater war plötzlich gestorben, und nach einer unsäglich traurigen, unheimlichen Zwischenzeit, in welcher es um uns her nur erregte und verstörte Gesichter, nur geheimnisvolles Flüstern und verstecktes Weinen gegeben, zogen wir mit der Mutter aus unserer schönen, bequem eingerichteten Wohnung in ein kleines Hinterhausquartier, wohin uns nur wenige, und nur die unansehnlichsten Stücke unseres Hausrates begleiten durften. Du warst damals noch zu klein, um die Bedeutung dieses Wechsels zu empfinden; ich aber zählte bereits mehr als fünfzehn Jahre, und ich lernte bald verstehen, was es mit dem verhängnisvollen Schritt von der Wohlhabenheit zur Armut auf sich habe. Wohl brauchte ich nicht Hunger zu leiden oder in Lumpen einher zu gehen; aber ich durfte nicht mehr mitsprechen, wenn unter meinen Kameraden auf dem Gymnasium von den Annehmlichkeiten des Lebens, von kost-

spieligen Vergnügungen und fröhlichen Festen die Rede war. Spöttische Bemerkungen, hämisches Lächeln und mitleidige Blicke lehrten mich allgemach begreifen, welche Bedeutung zuweilen schon in den Augen halb entwickelter Jünglinge der Begriff des Geldes hat. Da wurde ich ganz so mißmutig und unzufrieden, wie Du es heute bist, Fritz! Wochen und Monate lang trug ich meinen nagenden Kummer still mit mir herum; dann aber schüttete ich eines Abends mein ganzes, von bitterstem Weh überströmendes Herz vor unserer Mutter aus. Ich erinnere mich der Stunde noch so deutlich, wie wenn erst wenige Tage darüber vergangen wären. Sie saß an ihrer Nähmaschine, und in dem hellen Lampenlicht war etwas wie ein Schimmer von Verklärung auf ihrem sanften, edlen Gesicht. Ruhig hörte sie mich an, und kein zorniges Wort strafte mich für die kindische Heftigkeit meiner Klagen. Aber als ich alles ausgesprochen hatte, was mir so lange auf der Seele gebrannt, da erwiderte sie in ihrer milden, zu Herzen gehenden Weise:

„Daß Dein Vater uns in Armut und Dürftigkeit zurückgelassen hat, war nicht sein Verschulden. Schlechte, gewissenlose Menschen hatten sein hoch-

herziges Vertrauen mißbraucht und ihn mit einem Schlage um sein ganzes Besitztum gebracht. Seine Gesundheit aber war nicht stark genug, um ihn die schmerzliche Enttäuschung überwinden zu lassen, er starb im buchstäblichsten Sinne des Wortes an gebrochenem Herzen. Sollen wir nun denen, welche die Schuld an seinem Tode tragen, die Genugthuung gönnen, auch sein Weib und seine Kinder in Elend und Verderben enden zu sehen? — Ich glaube Dir, mein Sohn, daß Du zu leiden hast; aber ohne Kampf und Leid ist noch nie ein Sieg errungen worden — und darauf, daß wir endlich siegen werden, habe ich ja alle meine Hoffnungen gesetzt. Ich werde Dich gewiß nicht zwingen, auf dem Gymnasium zu bleiben und Dich dem kränkenden Spott Deiner Mitschüler auszusetzen, wenn Du Dir nicht die Kraft zutraust, ihn länger zu ertragen. Aber ich verhehle Dir nicht, daß dies eine tieftraurige Enttäuschung für mich bedeutet. Ich hätte nicht geglaubt, daß einem Jüngling zu schwer sein würde, was eine schwache Frau zu tragen vermag. Auch ich bin der rastlosen Arbeit so wenig gewöhnt gewesen, als der Demütigungen, die eine arme Arbeiterin auf Schritt und Tritt erwarten. Doch ich habe alles

freudig auf mich genommen, weil ich Dir damit den Weg zu bereiten gedachte, der zu Tüchtigkeit, Ansehen und Unabhängigkeit emporführt. Ich wähnte, Du würdest mir dereinst hundertfach all meine Mühe und Sorge vergelten, oder Du würdest, wenn ich den Tag des Sieges nicht mehr erleben sollte, an Deinem schutzlosen Bruder handeln, wie ich an Dir gethan. Aber wie könnten solche Träume sich je erfüllen, wenn Dir schon vor den ersten Hindernissen, die ich an Deinem Wege nicht zu entfernen vermag, so ganz der Mut entsinkt?"

„Muß ich Dir erst sagen, Fritz, wie diese Worte auf mich wirkten? Ich habe nach jener Stunde die kleinen Leiden, die mich vorher fast zur Verzweiflung gebracht, kaum noch wie Nadelstiche empfunden, und wenn mir doch einmal in einer schwachen Stunde die Last unserer Armut gar zu drückend erscheinen wollte, brauchte ich den Blick nur zu unserer Mutter erheben, um mich an ihrer geduldigen Heiterkeit zu stärken und mich meines unwürdigen Kleinmuts zu schämen. Dann aber kam der Tag, an welchem wir ihr sanftes, schönes Gesicht zum letzten Mal gesehen hatten — jener trübe, bitter kalte Februartag, an dem wir beide Hand in Hand hinter ihrem Sarge einher

gingen und ihr eine Hand voll der harten, gefrorenen Kirchhofserde hinunterwarfen auf ihr letztes Haus."

„Als ich von diesem bitteren Gange in unsere einsame Wohnung zurückkehrte," fuhr Rudolf fort, „und als mein Blick da auf die alte Nähmaschine fiel, welche die Geschiedene fein säuberlich mit einem weißen Tuche verhängt hatte, ehe sie sich zu ihrer langen Ruhe niederlegte, da begriff ich mit einem Mal, wieviel wir diesem häßlichen Instrument zu danken hatten und wie grimmig wir es doch zugleich hassen mußten. Denn es hatte ja die Gesundheit und das Leben der treuesten, opferwilligsten Mutter als wucherischen Lohn gefordert für die Ernährerdienste, die es uns geleistet. Und da kniete ich unter heißen Thränen nieder, um mit feierlichem Schwur zu geloben, daß ich an Dich heimzahlen wolle, was ich der geliebten Toten auf Erden nicht mehr hatte vergelten können. Mit Aufbietung all meiner Kräfte wollte ich etwas Großes und Tüchtiges aus Dir machen, wie sie selbst es gethan haben würde, wenn der Himmel ihr die Zeit dazu gelassen hätte. Es ist mir bis zur Stunde nicht sonderlich schwer geworden, nach diesem Gelöbnis zu handeln; aber ich hatte freilich

nicht daran gedacht, daß Du insgeheim unter demselben Zwiespalt, unter demselben aufreibenden Kampfe zu leiden haben könntest, der mich in Deinem Alter um ein Kleines dahin gebracht hätte, das ganze Lebenswerk unserer Mutter zu zerstören. Auch ich will keinen Zwang auf Dich ausüben und Dir selbst die Entscheidung über die Gestaltung Deiner Zukunft überlassen; aber ich will nicht, daß sie in dieser Stunde abgegeben werde. Geh still mit Dir selber zu Rate, mein Junge, prüfe Dich ernstlich auf Deine Kraft, und wenn Du morgen oder übermorgen noch den nämlichen Wunsch hast wie an diesem Abend, so laß uns gleich zwei guten Freunden weiter darüber reden!"

Noch einmal warf sich der Knabe an seine Brust und flüsterte mit glühenden Wangen:

„Wir wollen nie mehr auf mein kindisches Verlangen zurückkommen, Rudolf — nie mehr, wenn es nicht Dein Wille ist, mich tief zu beschämen!"

Eine Viertelstunde später, als Fritz bereits entkleidet auf seiner schmalen Bettstätte lag, wandte er sich noch einmal mit einem gewissen Zagen an den Bruder.

„Singe mir noch etwas, Rudolf! — Nur ein ganz kleines Lied, wie Du es früher immer gethan hast, wenn ich nicht einschlafen konnte. Ich möchte es als einen Beweis dafür haben, daß Du mir wirklich nicht mehr böse bist.“

„Aber es muß bereits ziemlich spät sein, Fritz — und man könnte meinen Gesang leicht als ruhestörenden Lärm ansehen, der uns durch die Hausordnung so streng verboten ist.“

„Ach, wer sollte denn hier oben unter dem Dache so überfeine Nerven haben! — Und schließlich kannst Du ja auch mit halber Stimme singen.“

Rudolf weigerte sich nicht länger. Er schob seinen Stuhl zurück und trat an das kleine Fenster, an welchem noch immer der über die Dächer Berlins dahinfegende Sturmwind rüttelte. Dunkles, abenteuerlich zerrissenes Gewölk jagte am nächtlichen Himmel dahin, inzwischen aber erschien hier und da für wenig Augenblicke das blasse, kalt leuchtende Halbrund des Mondes. Mit einer weichen, wohlthuenden Baritonstimme und mit innig beseeltem Vortrag sang der junge Mann Goethes herrliches Nachtlied:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Mit leuchtenden Augen hatte der Knabe den süßen, zu Herzen dringenden Tönen gelauscht; aber noch ehe er ein Wort der Bewunderung oder des Dankes sprechen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit, ebenso wie diejenige seines Bruders, durch ein schüchternes Klopfen an die Zimmerthür abgelenkt.

„Sollte das ein Besuch für uns sein?" fragte er ganz bestürzt, indem er die Bettdecke bis an den Hals hinaufzog. „Jetzt um diese Stunde?"

„Irgend einer unserer Nachbarn hat sich vermutlich in der Thür seines Zimmers geirrt," meinte Rudolf beruhigend, und mit etwas erhöhter Stimme rief er, da seine erste Aufforderung unbeachtet blieb, zum zweiten Mal: „Herein!"

Jetzt drückte es draußen sacht auf die Klinke, die Thür wurde zur Hälfte geöffnet, und eine

schlanke Frauengestalt, die er nie zuvor hier oben gesehen, hob sich vor den erstaunten Blicken des jungen Mannes deutlich von dem verschwommenen Hintergrunde des kümmerlich beleuchteten Ganges ab. Gerade die gewaltige Ueberraschung, welche dies ungeahnte Ereignis ihm bereitet, hatte zur Folge, daß er in einem einzigen Moment die fremde Erscheinung mit allen Einzelheiten und Eigentümlichkeiten ihres Aeußeren so scharf erfaßte, als ob er sie minutenlang in aller Muße beobachtet hätte. Er sah nicht nur, wie knapp und gefällig sich das nach einfachem englischem Schnitt gearbeitete graue Kleid den mädchenhaften Formen der feinen Gestalt anschmiegte, er sah sogar den schmalen weißen Kragen, der die Schlankheit des biegsamen Halses so anmutig hervortreten ließ — sah die überreiche Fülle schlicht frisierten Haares, welche das zierliche Köpfchen umgab, und er sah vor allem mit bewunderndem Entzücken das zarte, nur von einem ganz feinen rosigen Schimmer überhauchte Gesicht der jungen Dame, das ihm lieblicher erschien, als er je zuvor in seinem Leben eines erblickt.

Offenbar war die erste Verlegenheit auf beiden Seiten eine gleich große; dann aber, nach Verlauf

weniger Sekunden, war es das junge Mädchen, welches mit ruhiger Freundlichkeit sagte:

„Ich habe Sie wegen der späten Störung um Entschuldigung zu bitten, mein Herr, und noch mehr wegen des sonderbaren Wunsches, den ich nur mit einem gewissen Widerstreben auszusprechen vermag. Ich muß Sie nämlich ersuchen, dem Liede, das Sie soeben gesungen, kein weiteres mehr folgen zu lassen. Die Wände dieser Zimmer sind, wie es scheint, sehr dünn und hart neben Ihnen ruht eine Schwerkranke, vielleicht eine Sterbende auf ihrem Leidenslager.“

Sie war außerhalb des Zimmers auf der Schwelle stehen geblieben, und wollte sich nun, da ihr Anliegen vorgebracht war, wieder zurückziehen. Aber der junge Mann, der bis dahin unter der Wirkung der mächtigen Ueberraschung in vollständiger Regungslosigkeit verharrt war, hinderte sie, diese Absicht auszuführen.

„Eine Sterbende — sagen Sie? — Und neben uns? Mein Gott, es ist doch nicht das kleine Fräulein Scheibel, von dem Sie sprechen?“

So viel ehrliche Besorgnis war in seiner hastigen Frage, daß die Fremde ihm unmöglich die Antwort schuldig bleiben konnte.

„Allerdings!“ erwiderte sie. „Es ist die Näherin Amalie Scheibel. Ein langjähriges Leiden, von dem sie nicht viel Aufhebens machte, hat seit zwei Tagen eine Wendung genommen, welche das Aeußerste befürchten läßt. Heute, gegen Mitternacht, soll zwar die einzige Schwester der Kranken aus Hamburg hier eintreffen; aber es hat beinahe den Anschein, als ob sie auch dann schon zu spät kommen würde.“

„O mein Gott, welch ein Unglück! — Ich vermag es noch gar nicht zu fassen, daß die kleine freundliche Dame im Sterben liegen soll — im Sterben! — Und es ist niemand bei ihr außer Ihnen?“

Das junge Mädchen sah ihn etwas befremdet an.

„Allerdings — niemand! — Aber ich hoffe, es wird der Kranken darum an nichts fehlen, und ich werde mich jedenfalls nicht früher entfernen, als bis die Schwester gekommen ist, mich abzulösen.“

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, mein Fräulein; aber ich habe eine so warme Verehrung für das kleine Fräulein Scheibel — ich möchte mich ihr in diesen schweren Stunden so gern nützlich erweisen —, kann ich Sie denn gar nicht ein wenig in Ihrem Samariterdienst unterstützen?

Wäre es auch nur dadurch, daß ich mich bereit halte, zum Arzt oder zum Apotheker zu laufen — es könnte doch sein, daß Sie in der einen oder der anderen Weise eines Beistandes bedürfen."

Die Fremde zauderte zwar ein wenig, aber nach einer kleinen Weile sagte sie doch in ihrer zugleich freundlichen und vornehmen Art:

„Ich habe kein Recht, ein Anerbieten zurückzuweisen, das im Grunde nicht mir, sondern einer armen Kranken gemacht wird. Wenn Sie also eintreten wollen, mein Herr — —"

Sie deutete mit einer leichten Handbewegung auf die nächste der in den Gang ausmündenden Thüren, und Rudolf wandte sich seinem Bruder zurück, um ihm einen Gutenachtgruß zuzuwinken. In seiner Erregung bemerkte er es kaum, wie ein seltsam verzückter Ausdruck auf dem Gesicht des Knaben lag und mit wie leuchtendem Glanze seine Augen an den Zügen der schönen Fremden hingen. Diese selbst aber hatte allem Anschein nach überhaupt nicht wahrgenommen, daß das kurze Gespräch noch einen weiteren Zeugen gehabt, denn sie wandte sich hinweg, ohne die Lagerstätte des Gymnasiasten auch nur mit einem flüchtigen Blick zu streifen.

2.

Die Wohnung des Fräulein Amalie Scheibel bestand nicht wie diejenige ihrer Nachbarn aus einem einzigen Raume, sondern aus einem Schlafkämmerchen und einer daran anstoßenden Küche, welche letztere sich sogar des Ueberflusses zweier Fenster erfreute. Der junge Mann, welcher die Behausung der Näherin zum ersten Mal betrat, war überrascht von der behaglichen und anheimelnden Ausstattung, welche die kleine Dame dieser zugleich als Wohnzimmer, Boudoir und Salon dienenden Küche zu geben verstanden. Wenn man so wenig verwöhnt war wie er, konnte man hier allerdings bei der ersten Umschau fast den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit erhalten und erst bei näherem Hinsehen wurde es dem prüfenden Blick offenbar, mit wie einfachen, ja geradezu ärmlichen Mitteln diese anmutige Gesamtwirkung zu Stande gebracht worden war. Ein Sträußchen getrockneter Gräser in einer billigen Porzellanvase, ein Paar

mit bunten Papierbildchen beklebter irdener Konservenkrüge, ein sauber gehäkeltes schneeweißes Deckchen, welches geschickt die unheilbaren Schäden eines gebrechlichen alten Möbels verbarg — diese und ähnliche Dinge waren es, durch deren wahrhaft kunstvolle Verwendung ein Schimmer von Reichtum über diese dürftige Behausung unter dem Dache verbreitet war und dem einsamen Altjungfernheim etwas von der glücklichen Poesie der Jugend gegeben hatte.

Nun freilich war es mit der unschuldigen Besitzesfreude der Bewohnerin an alledem wohl für immer vorbei, denn als der ungeladene Besucher durch die offene Thür des Schlafkämmerchens einen zaghaften Blick auf das saubere Bett und die kümmerliche Gestalt der Kranken warf, da begriff er sogleich, daß hier schon ein anderer ungeladener Gast mit Stundenglas und Hippe vor ihm über die Schwelle getreten sei.

„Sie schläft noch immer,“ sagte die junge Dame, welche sich auf den Fußspitzen dem Lager genähert hatte. „Wir wollen darauf bedacht sein, sie nicht zu wecken.“

Und sie traten beide in die Küche zurück, die von einem eigentümlichen altmodischen Lawendel-

dufte erfüllt schien. Eine Lampe mit grünem Schirm brannte auf dem Tische und davor lag ein aufgeschlagenes Gedichtbuch, dessen Blätter an den Rändern vergilbt waren vom langsam zerstörenden Einfluß manches Jahrzehnts. Schweigend standen die beiden jugendlichen Menschenkinder an diesem Tische einander gegenüber, und erst jetzt schien ihnen mit einer gewissen Beklemmung zum Bewußtsein zu kommen, wie ungewöhnlich die Lage sei, in der sie sich da befanden.

„Ich habe es bisher versäumt, mich Ihnen vorzustellen,“ sagte der junge Mann nach einer Weile mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Rudolf Hellborn, Kandidat des höheren Lehramts — sonst leider ohne alle Titel und Würden.“

Er hatte sich wohl bemühen wollen, durch einen leicht scherzhaften Ton die Befangenheit hinwegzuscheuchen, welche über ihnen lag; aber dieser Ton schien ihm selber nun so unpassend in der majestätischen Nähe des Todes, daß er nach seinen letzten Worten errötete wie ein auf einem Unrecht ertappter Knabe. Die Fremde hatte die Nennung seines Namens mit einem leichten Neigen des schönen Kopfes entgegengenommen; aber sie gab ihm seine Höflichkeit nicht auf die gleiche Art

zurück. Schweigend ließ sie sich am Tische nieder und lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihrem Beispiel zu folgen.

Draußen heulte noch immer der ungeberdige Sturmwind über die Dächer der Riesenstadt daher, und in der Kohlenglut, die im Küchenherd verglimmte, knisterte und krachte es leise. Sonst aber war tiefe, mächtige Stille ringsumher. Mit einem Gefühl aufrichtiger Bewunderung für den Mut dieses jungen weiblichen Wesens, das sich ohne furchtsames Zaudern entschlossen hatte, in der beklemmenden Einsamkeit solcher Nacht am Bette einer Todkranken zu wachen, blickte Rudolf zu seinem Gegenüber auf. Trotz ihrer einfachen Kleidung war es ihm nicht zweifelhaft, daß sie den besseren Ständen angehören müsse und daß es sich bei ihrem Hiersein nur um eine That reinster Barmherzigkeit und Menschenliebe handeln könne.

Nicht aus müßiger Neugier, sondern weil es ihn drängte, seinen lebhaften Empfindungen irgendwie Ausdruck zu geben, sagte er nach einer Weile:

„Wahrscheinlich ist es nur ein Zufall gewesen, der Sie hierher geführt hat, mein Fräulein; denn daß zwischen Ihnen und der armen Kranken da

ein freundschaftliches Verhältnis bestanden haben sollte, ist doch wohl nicht anzunehmen."

„Und warum nicht?" fragte sie zurück, indem sie ihn unbefangen ansah. „Sprachen Sie selber nicht vorhin von der warmen Verehrung, die Sie für das kleine Fräulein empfänden?"

„Ich? — O, das ist etwas ganz anderes! Wir sind ja Nachbarn und unter armen Leuten bildet sich überdies leicht ein kameradschaftliches Verhältnis heraus. Zwar sind wir uns niemals anderswo als draußen in dem Gange oder auf der Treppe begegnet, und unsere Unterhaltungen pflegten zumeist recht kurz zu sein, da wir wohl beide etwas haushälterisch umgehen mußten mit unserer Zeit; aber es herrschte nichtsdestoweniger ein wahrhaft freundschaftliches Einvernehmen zwischen der kleinen Dame und mir. Sie klopfte zum Zeichen des Beifalls an die Wand, wenn ich eins ihrer Lieblingslieder gesungen hatte, und ich schickte ihr gelegentlich durch unsere gemeinsame Aufwärterin ein Sträußchen, das ich auf botanischem Sonntagsausfluge für sie gebunden hatte. Es war vielleicht eine etwas altfränkische Art von Freundschaft, aber ich habe nichtsdestoweniger meine innige Freude daran gehabt."

„Eine Freude, die von seiten Ihrer Nachbarin wohl noch ungleich tiefer und dankbarer empfunden worden ist. Wenn ihr einmal bei der Arbeit das Herz aufging, sprach sie von niemandem lieber und mit größerer Wärme, als von Ihnen."

„Von mir?" Rudolf Hellborn war verlegen geworden, als hätte man ihm eine ganz unerhörte Schmeichelei ins Gesicht gesagt. „Und Sie erinnern sich dessen, mein Fräulein? Es war Ihnen der Mühe wert, im Gedächtnis zu behalten, was sie sagte?"

„Warum hätte es mir nicht der Mühe wert sein sollen? Ich habe kaum je ein sanfteres und herzenswärmeres Wesen kennen gelernt, als diese arme verwachsene Nähterin; mit ihr zu plaudern war mir stets eine Erholung und ein aufrichtiges Vergnügen. Mehr als hunderttausend andere hätte sie es wohl verdient, daß ihr ein heiteres und glückliches Lebenslos gefallen wäre."

„Und Sie waren früher bei der Hand, ihr in der höchsten Not beizustehen, als ich, den nur eine dünne Fachwerkwand von ihr trennte! Wahrhaftig, ich schäme mich dessen bis in den Grund meiner Seele."

„Sie haben sich keinen Vorwurf deshalb zu machen, denn unsere Freundin war ja stets mit besonderem Eifer darauf bedacht, ihre Leiden vor den Augen der Menschen zu verbergen. Wenn ich einmal fühlen werde, daß es ans Sterben geht, sagte sie noch vor einer Woche mit heiterem Lächeln zu mir, so werde ich mich in ein stilles Winkelchen zurückziehen, wie ein krankes Waldtier, und werde ohne Doktor und Apotheker getrosten Mutes mein letztes Stündlein herankommen lassen. Daran mußte ich mit wachsender Unruhe denken, als ich sie trotz ihrer Zusage gestern und heute vergebens zu einer kleinen Arbeit erwartete. Während des ganzen Tages war ich leider verhindert, auszugehen, am Abend aber litt es mich nicht länger in meiner Ungewißheit und ich fand, als ich hier eintrat, meine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Die Kranke war ohne Bewußtsein und im heftigsten Fieber; eine alte Frau aus dem Nachbarhause aber, die, wie sie sagte, aus Barmherzigkeit zuweilen auf ein paar Minuten herüberkam, erzählte mir, daß der Armenarzt eben dagewesen sei und keine Hoffnung mehr gegeben habe. Sie selber habe schon tags zuvor aus eigenem Antriebe an die Schwester geschrieben,

und vorhin sei denn auch die telegraphische Nachricht gekommen, daß sie noch vor Mitternacht eintreffen werde. Weil die Frau aber nicht bis dahin hier verweilen konnte und die Kranke selbstverständlich nicht allein bleiben durfte, entschloß ich mich, die Ankunft der Schwester abzuwarten, und Sie sehen, daß mich somit in der That nur ein Zufall in den Stand setzte, unserer armen Freundin diesen kleinen Dienst zu leisten."

„Unterdessen aber werden Sie daheim mit Angst und Unruhe erwartet werden! — Ihre Angehörigen werden sich in Sorge um Sie verzehren —"

„Es ist niemand um mich in Sorge," fiel sie ihm ernst, doch ohne Bitterkeit ins Wort. „In meinem Heim giebt es keinen, der durch meine verspätete Rückkehr beunruhigt werden könnte."

Nach ehe er im Stande gewesen war, auf diese überraschende Erklärung etwas zu erwidern, wurde ihre mit gedämpfter Stimme geführte Unterhaltung durch einen unerwarteten Zwischenfall beendet.

Nebenan in dem Schlafkämmerchen der Nähterin begann es nämlich leise zu rascheln und ein schwaches, feines Stimmchen rief mit merklicher

Anstrengung und doch mit unverkennbar freudigem Ausdruck:

„Fräulein Edith! O, mein Himmel, liebes Fräulein Edith — sind Sie es denn wirklich?"

Die Beiden am Tische waren gleichzeitig emporgefahren, und während die junge Dame rasch an das Bett der Kranken eilte, folgte ihr Rudolf Hellborn langsam und zaudernd bis an die Schwelle des Nebenstübchens. Er sah, wie sich die schlanke, biegsame Mädchengestalt tief über das Lager der Sterbenden neigte und wie sorgsam ihre schmalen weißen Hände zunächst die verschobenen Kissen desselben zurechtrückten.

„Gewiß bin ich es, mein gutes Fräulein Scheibel," sagte sie mit einem tapferen Versuch, ganz heiter und unbefangen zu scheinen. „Ich kam, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und da ich einmal hier war, wollte ich mich nicht eher wieder entfernen, als bis Sie selber mir Auskunft darüber gegeben hätten."

„Ah, Sie sind gut — gut wie ein Engel!" — flüsterte die Kranke, während es über ihr eingefallenes, wachsbleiches Gesicht wie ein Lächeln huschte. „Aber nun müssen Sie nach Hause gehen, Fräulein Edith — es ist gewiß schon spät."

„Nicht doch! – Ich glaube, es ist kaum 10 Uhr, und Sie wissen wohl, daß ich mich davor fürchte, zur Nachtzeit allein über die Straße zu gehen.“

Das kleine Fräulein bewegte unruhig den Kopf.

„Aber trotzdem — das hier ist nichts für Sie! — Es war mir eine große Herzensfreude, Sie in meiner armen Behausung zu sehen — und der Himmel segne Sie dafür tausendmal! — Doch warum sollten Sie jetzt noch länger hier verweilen? — Mit meiner Krankheit hat es nicht viel auf sich, und ich bin, wie Sie sehen, durchaus keines Beistandes bedürftig —“

„Um so besser, und um so weniger Ursache für mich, Sie so eilig zu verlassen. Oder fürchten Sie, daß Ihnen meine Gegenwart lästig werden könnte?“

Die Nähterin machte eine hastig verneinende Bewegung, aber nach einer kleinen Weile drängte sie von neuem mit immer schwächer werdender Stimme: „Sie sollten meine Bitte erfüllen und sich nicht länger bei mir aufhalten, liebstes Fräulein! — Es könnte doch sein, daß — daß mir irgend etwas zustieße, was nicht für Ihre junge Augen

ist. Es — es ist nicht angenehm, einen Menschen sterben zu sehen."

„Sie werden aber nicht sterben, sondern Sie werden genesen und wir werden noch manchen lustigen Tag mit einander verplaudern," tröstete das junge Mädchen mit einer Selbstbeherrschung, welche Rudolf Hellborns Bewunderung für sie immer gewaltiger steigerte. „Und im Sommer schlagen wir unsere Schneiderwerkstatt wieder in der Geisblattlaube auf, wie im letzten Jahre. Da soll Ihnen die frische, freie Gottesluft bald die schönsten Rosen auf die Wangen zaubern."

Das kleine Fräulein lächelte wieder; aber es war ein trauriges, hoffnungsloses Lächeln, und sie antwortete nichts. Freilich drängte sie ihre junge Besucherin auch nicht mehr zum Fortgehen, da sie wohl erkannte, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde. Ein paar Minuten lang verhielt sie sich ganz still; dann begann sie mit ihrem dünnen, in der zunehmendem Atemnot oft völlig versagenden Stimmchen von neuem:

„Ich weiß nicht, wie lange ich eben geschlafen habe; aber ich hatte einen sehr schönen Traum. Ich fühlte mich schon ganz losgelöst von der Erde, und es war mir, als schwebte ich federleicht in

der Luft. Um mich herum aber war ein Singen und Klingen wie von tausend musizierenden Engeln, und zuletzt sang eine wunderbare himmlische Stimme ganz allein des Wanderers Nachtlied von Goethe. „Ach, ich bin des Treibens müde — was soll all der Schmerz und Lust —" es war ein Traum, aus dem ich nimmermehr hätte erwachen mögen."

„Und doch war es nur zur Hälfte ein Traum," fiel Edith freundlich der Schwärmenden in die Rede. „Sie brauchen nur den Kopf zu wenden, um den Engel zu sehen, der Ihnen mit seinem Gesang so großes Vergnügen bereitet hat."

Nicht ohne Mühe folgte die Nähterin der Aufforderung, welche in diesen Worten lag, und als sie des in einiger Verlegenheit dastehenden jungen Mannes ansichtig wurde, leuchtete es noch einmal freudig in ihren verlöschenden Augen auf.

„Sie waren es also, Herr Hellborn? — Und Sie sind auch zu mir herüber gekommen, damit ich nicht ganz allein und verlassen bleibe? — Ach, ich habe es ja gar nicht verdient, daß mir so viel Gutes geschehe. Ich hätte nie geglaubt, daß mir in — meiner — in meiner — "

Ihre Worte verloren sich mehr und mehr in

ein undeutliches und unverständliches Gemurmel. Edith bedeutete den Kandidaten durch einen Wink mit den Augen, näher heranzutreten.

„Ich fürchte, es geht rasch zu Ende!“ flüsterte sie. „Wenn die erwartete Schwester nicht bald eintrifft, so kommt sie zu spät.“

Gesenkten Hauptes und von einer seltsamen herzbeklemmenden Bangigkeit erfüllt, stand Rudolf neben der schönen jungen Fremden, welche die abgezehrte Hand der leise vor sich hin Phantasierenden nicht mehr aus der ihrigen ließ. Und es war nicht seine freundschaftliche Teilnahme für die Sterbende allein, welche ihm diese endlos langen Minuten so düster ernst und beklemmend machte.

Blitzartig war mit einem Mal in seiner Seele die Vorstellung aufgezuckt, daß es trotz seiner blühenden Jugend heute oder morgen ja auch ihn überkommen könnte, wie es über das alternde Mädchen da gekommen war, und daß an seinem Sterbebette dann kein anderer stehen würde, als ein verzweifelter Knabe, den er hilflos und einsam zurücklassen müsse in einer kalten, teilnahmslosen Welt. Deutlicher als zuvor erinnerte er sich mit einem Mal an das Gespräch, das er vorhin mit

Fritz geführt, und es wollte ihn dabei wie eine beklemmende Empfindung beschleichen, daß er seinem heiligen Gelöbnis doch vielleicht nicht in der rechten Weise nachgekommen sei, die Pflichten gegen den Bruder doch vielleicht noch nicht ganz so erfüllt habe, als er es dem Andenken seiner Mutter schuldig sei.

In einer der kurzen Ruhepausen, die sich der heulende Sturmwind zuweilen zu vergönnen schien, klang wie aus weiter Ferne der Schlag einer Turmuhr über die Dächer daher.

„Es muß Mitternacht sein,“ sagte die Fremde, „hoffentlich kommt die Schwester nun doch noch zur rechten Zeit.“

Da hob die Kranke, deren Lippen sich schon seit Minuten nur noch lautlos bewegt hatten, den Kopf ein wenig aus den Kissen und ihre Augen öffneten sich weit.

„Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ sagte sie mit vernehmlicher Stimme, wenn auch mit schwerem, röchelndem Atem. „Süßer — Friede — ach, Moritz — mein Moritz —“

Sie fiel zurück und ein unheimliches Recken und Strecken ging durch ihre kleine, dürftige Gestalt. Die junge Dame, welche von der Nähterin vorhin

als Fräulein Edith angeredet worden war, beugte sich ganz tief auf ihr Gesicht herab und schien auf eine Wiederkehr der plötzlich stockenden Atemzüge zu lauschen. Dann, als sie sich nach Verlauf von Minuten wieder aufgerichtet, strich sie mit der schmalen, schön geformten Hand ganz sanft und sacht über Fräulein Scheibels Stirn und Augen, die Lider derselben mit weichem Drucke schließend.

„Unsere arme Freundin hat's überwunden," sagte sie mit leise bebender Stimme. „Hoffen wir, daß sie in einem anderen Leben finden werde, was ihr die Erde an Glück und Freuden schuldig blieb."

Sie kehrte in das Nebenzimmer zurück, und nachdem er noch für die Dauer einiger Minuten stumm an dem Totenbette verweilt, folgte ihr Rudolf Hellborn nach.

„Was ist nun zu beginnen?" fragte er. „Jedenfalls dürfen Sie jetzt nicht länger hier bleiben, mein Fräulein. Es ist übergenug an dem Opfer, das Sie bis zu diesem Augenblick gebracht. Die Totenwache bei meiner guten Nachbarin und den Empfang ihrer bedauernswerten Schwester will ich gern übernehmen."

Ein Geräusch von tastenden Schritten, das

in diesem Moment draußen auf dem Gange vernehmlich wurde, ließ sie Beide aufhorchen.

„Sie ist schon da! Ich will hinausgehen, sie auf die traurige Ueberraschung vorzubereiten.“

Damit hatte die Fremde auch schon die Thür geöffnet und war auf den Gang hinausgetreten. Rudolf hörte ihre sanfte Stimme und die etwas verdrießliche einer anderen weiblichen Person, ohne daß er zu verstehen vermochte, was sie miteinander sprachen. Zwei Minuten später aber rauschte die Erwartete mit ungestümeren Bewegungen, als sie sonst beim Eintritt in ein Sterbezimmer üblich zu sein pflegen, über die Schwelle.

„Wenn es doch schon soweit mit ihr war, weshalb ließ man mir dann nicht wenigstens Zeit bis morgen?“ fragte sie mehr unwillig, als schmerzbewegt. „Einer Toten kann ich ja nicht mehr helfen, und eine Tote zu sehen kommt man immer noch früh genug.“

In fassungslosem Erstaunen starrte der Kandidat die Sprechende an. Sie war um vieles jünger als die Verstorbene, hatte ein hübsches, rosiges Gesicht und war in einen zierlichen, etwas koketten Reiseanzug gekleidet. Mit einer ärgerlichen Bewegung warf sie ihr kleines Handtäschchen auf

einen Stuhl und ließ ihren Blick in sichtlicher Verwunderung über den ärmlichen Raum dahinschweifen.

„Ist dies die Behausung meiner Schwester? In dieser elenden Dachkammer hätte sie wirklich ihr Leben zugebracht?“

„Allerdings!“ erwiderte Rudolf, der seine zornige Erregung über dies lieblose Gebahren nur mühsam bemeisterte. „Und die irdische Hülle der Entschlafenen, welche Sie doch jedenfalls vor allem zu sehen wünschen, ruht dort im Nebenstübchen.“

Sie sah ihn aufmerksam an und ihre Züge gewannen plötzlich einen viel freundlicheren Ausdruck.

„Wahrscheinlich sind Sie der Arzt, mein Herr, ich werde Sie morgen ersuchen, mir etwas Näheres über die Krankheit und über die letzten Stunden meiner armen Schwester zu erzählen. Aber nicht jetzt in der Nacht, wenn ich bitten darf, mein Nervensystem ist solchen Aufregungen nicht gewachsen.“

„Ich bin nicht der Arzt,“ entgegnete er kalt, „und ich werde Ihre teilnehmende Wißbegierde darum zu meinem Bedauern auch morgen nicht befriedigen können. Nur als ein befreundeter Flurnachbar des Fräulein Scheibel kam ich hier-

her, nachdem ich von ihrer schweren Erkrankung Kenntnis erhalten hatte."

Der Ton dieser Antwort hatte sie sichtlich verletzt.

„Ah, das ist allerdings sehr freundlich!" meinte sie gedehnt. „Und Sie, meine Dame, sind dann wahrscheinlich die Nachbarin von der anderen Seite?"

Der spöttische und zugleich mißtrauische Blick, mit welchem sie von einem zum anderen sah, gab ihren Worten etwas geradezu Beleidigendes und Edith, welche damit beschäftigt war, ihr Hütchen auf dem reichen Haar zu befestigen, würdigte sie denn auch keiner Erwiderung. Die Schwester that ein paar Schritte auf die Thür der Schlafkammer zu, dann aber blieb sie wieder stehen, und indem sie sich ein wenig schüttelte, sagte sie:

„Ich kann keine Leichen sehen, wenigstens nicht in der Nacht. Ich bin sicher, daß ich wochenlang von nichts anderem träumen würde, als von Gespenstern. Hoffentlich läßt sich diese Wohnung doch gut verschließen?"

Edith hatte jetzt auch ihr pelzbesetztes Straßenjäckchen angelegt, und ohne jede Empfindlichkeit, mit der ruhigen Vornehmheit einer Fürstin wandte sie sich an die besorgte Erbin der Entschlafenen.

„Es war die Absicht dieses Herrn und die meinige, die erste Totenwache bei Ihrer verewigten Schwester zu übernehmen; nach Ihrer Ankunft aber ist es selbstverständlich, daß wir dies heilige Vorrecht der Liebe an Sie abtreten. Gute Nacht, mein Fräulein!"

Noch einmal sah sie zu Rudolf Hellborn hinüber, und in ihren Augen noch mehr als in ihren Worten war eine Aufforderung, ihr zu folgen, die ihn trotz des feierlichen Ernstes seiner Stimmung wie ein Strom seligsten Entzückens durchrieselte. Er machte der Schwester des Fräuleins Amalie Scheibel eine kleine, steife Verbeugung und drehte sich nicht nach ihr um, als er ein leises, spöttisches Auflachen hinter seinem Rücken zu vernehmen meinte.

Da, wo von dem matt beleuchteten Flur die steile, dunkle Wendeltreppe in die unteren Stockwerke hinabführte, war die schöne Fremde stehen geblieben.

„Gute Nacht, Herr Hellborn," sagte sie in einem fast herzlich klingenden Ton. „Ich danke Ihnen für den Beistand, den Sie mir in einer schweren Stunde geleistet haben."

Mit ehrfürchtiger Scheu ergriff er die schmale kleine Hand, welche sich ihm entgegenstreckte.

„Ich habe keinen Dank verdient; denn was ich zu thun vermochte, war ja leider nur zu gering. Aber wollen Sie mir nicht gestatten, mein Fräulein, Sie hinab zu geleiten? Die Hausthür ist ohne Zweifel bereits geschlossen und Sie würden eine Gefangene sein, wenn ich Sie nicht befreie."

Angesichts dieser einleuchtenden Thatsache konnte sie sein Erbieten freilich nicht zurückweisen, Hellborn trat für einen Augenblick in sein Zimmer, versah sich mit Hut und Ueberrock und leuchtete dann mit einem Lichtstümpfchen die finstere Treppe hinab, immer um zwei Stufen vor Edith herschreitend und ängstlich darauf bedacht, sie vor jedem Fehltritt zu bewahren.

Als er eben im Begriff war, das schwere Hausthor zu öffnen, zog draußen auf der Straße mit wüstem Lärm eine Schar offenbar betrunkener Männer vorüber, und sanft bittend legte Hellborn seine Hand auf den Arm der jungen Dame, da sie trotzdem Miene machte, hinauszuschlüpfen.

„Sie dürfen nicht ohne meine Begleitung gehen!" sagte er eindringlich. „Es wimmelt hier draußen des Nachts von berauschtem und anderem

lichtscheuem Gesindel und es ist nicht immer rasch genug Hilfe bei der Hand für einen Bedrohten."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte sie ruhig und in einem Ton überzeugender Wahrhaftigkeit, „aber da Sie mir Ihren Schutz so freundlich zur Verfügung stellen, weise ich ihn nicht zurück. So lange wenigstens, bis wir eine Droschke gefunden haben werden, nehme ich Ihre Begleitung dankbar an."

Er wagte nicht, ihr seinen Arm zu reichen, während sie die Straße hinabgingen, und es verstrich eine geraume Weile, ehe er, um doch eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, sagte:

„Hat Ihnen die Dahingeschiedene zu ihren Lebzeiten jemals von dieser zärtlichen Schwester gesprochen?"

„O ja, und ich vermute, daß sie kein anderes Wesen in der Welt so abgöttisch und hingebend liebte, als eben diese Person. Ihre Augen leuchteten jedes Mal in einem ganz besonderen Glanze, wenn sie von ihrer Schwester Rosine und von der glänzenden Stellung sprach, welche dieselbe bei einer reichen, jungen Witwe in Hamburg als Gesellschafterin bekleide."

„Um so abscheulicher war das Benehmen des

Mädchens. Ich bin sicher, daß sie uns allen Ernstes im Verdacht der Erbschleicherei, wenn nicht in einem schlimmeren hatte.“

„Vielleicht hatte sie einige Ursache, ihre Schwester für wohlhabend zu halten. In dem alten Gedichtbuche da oben fand ich vorhin eine ganze Anzahl von Postquittungen über Geldbeträge, welche an die Adresse des Fräulein Rosine Scheibel in Hamburg abgeschickt worden waren. Selbst unter Geschwistern also scheint hingebende Aufopferung und Selbstverleugnung nicht immer am rechten Platze zu sein.“

Es war eine eigentümliche Betonung in ihren letzten Worten — eine Betonung, welche in Rudolf Hellborn für einen Moment den Verdacht erweckte, daß die Bemerkung sich ebensowohl auf ihn selber, als auf die arme Verstorbene beziehen solle. Aber er wies den Gedanken gleich darauf als einen sehr thörichten weit von sich ab; denn die schöne Unbekannte, die er mit immer größerer Bestimmtheit für eine vornehme Dame hielt, konnte über seine persönlichen Verhältnisse ja unmöglich unterrichtet sein, selbst wenn die Nähterin gelegentlich seiner Erwähnung gethan haben sollte.

Er blieb ihr also die Antwort schuldig und sie

gingen wieder eine Weile stumm neben einander her, bis schwerfällig und müde eine altersschwache Droschke über das Pflaster heran rasselte.

„Da ist endlich ein Wagen," sagte Edith, „ich brauche Sie nun nicht länger zu bemühen."

Und mit wenig Schritten waren sie neben dem Gefährt, dessen schlaftrunkener Kutscher verdrießlich die Zügel anzog. Welche Straße sie ihm als Ziel der Fahrt genannt, hatte Rudolf nicht verstanden, aber als er den Wagenschlag geöffnet hatte, reichte sie ihm noch einmal die Hand.

„Unsere Bekanntschaft ist unter so seltsamen Verhältnissen zu Stande gekommen, daß ich diese Stunde wohl kaum jemals vergessen werde. Vielleicht gefällt es einem freundlichen Schicksal, uns früher oder später noch einmal zusammen zu führen! — Gute Nacht!"

Es war keine Täuschung, als er einen sanften Druck der weichen Finger zu spüren meinte, aber ehe er für die beglückende Empfindung, welche ihm heiß und übermächtig aus dem hochklopfenden Herzen emporquellen wollte, ein einziges, stammelndes Wort gefunden, war die Thür der Droschke klirrend zugefallen und das gebrechliche Fahrzeug hatte sich mit Klappern und Aechzen in Bewegung

gesetzt. Rudolf Hellborn starrte der Davonfahrenden nach wie einem schönen Traumbilde, das — aus dem Nichts geboren — sich wieder in Dunst und Nebel verflüchtigt, wenn der Träumende in sehnsüchtiger Begehrlichkeit seine Hände nach ihm ausstrecken will. Ein Gefühl höchster Glückseligkeit, wie er es ähnlich nie gekannt, hob ihn weit über alles Irdische empor, und doch regte sichs in den Tiefen seiner Seele, zugleich wie namenlos schmerzliche Furcht, daß es für die Wonne dieses Augenblicks niemals eine Wiederkehr geben, daß sie mit dem Verschwinden jenes elenden Gefährts unwiederbringlich der Vergangenheit angehören würde.

Langsam ging er denselben Weg zurück, den er eben an der Seite der schönen Unbekannten gemacht. Jedes ihrer Worte suchte er sich ins Gedächtnis zurückzurufen, und dann sagte er einmal über das andere halblaut jenen Namen vor sich hin, der ja das Einzige war, was er über ihre Persönlichkeit hatte in Erfahrung bringen können.

„Edith," wiederholte er stehen bleibend, und es war ihm, als ob eine Fülle himmlischer Musik in diesen beiden kleinen Silben enthalten sei. „Editha! — Wie eine Königstochter aus dem Märchen!"

Im Finstern klimmte er die fünf steilen, eng gewundenen Treppen empor, und nie war es ihm so leicht geworden, sie zu ersteigen, als in dieser Nacht. Durch die Spalten der schlecht schließenden Thür, welche in die Wohnung der verstorbenen Nähterin führte, fiel noch ein Lichtschimmer auf den Gang hinaus. Fräulein Rosine mußte also ihren Abscheu vor Leichen wenigstens insoweit überwunden haben, daß sie sich stark genug fühlte, den Rest der Nacht in der unmittelbaren Nähe ihrer stillen Schwester zuzubringen.

„Vielleicht sucht sie nach verborgenen Schätzen?“ dachte der Kandidat, und dann hob sich vor seinem Geiste neben der Gestalt dieses engherzigen, lieblosen und selbstsüchtigen Geschöpfes das leuchtende Bild der in Nacht und Nebel verschwundenen Edith von neuem in desto höherem und verklärterem Glanze ab.

Er zündete kein Licht in seinem Stübchen an, bevor er sich entkleidete, denn er wollte den schlafenden Fritz nicht wecken. Der Mond, der in seinem Kampfe mit den sturmzerrissenen Wolken jetzt endlich Sieger geblieben schien, verbreitete Helligkeit genug in dem kleinen Raume, und bei seinem Scheine sah Rudolf mit einem Gefühl der Rührung,

wie sich die Züge des blassen Knabenantlitzes zu einem sonnigen, glücklichen Lächeln verklärt hatten, während an den Wimpern seiner geschlossenen Augenlider schwere Thränen zitterten.

„Er hat einen schönen Traum!“ dachte er, aber er ahnte nicht, daß dieser Traum seine luftigen, phantastischen Gespinnste vielleicht um dasselbe holdselige weibliche Wesen wob, dessen süßer Reiz seine einige Seele noch in der Erinnerung mit so hoher, jubelnder Freudigkeit erfüllte.

3.

Drei Tage später trug man das kleine Fräulein Scheibel zu Grabe.

Eine Erkundigung bei dem Totengräber hatte Rudolf Hellborn über die Zeit unterrichtet, da die irdische Hülle seiner Nachbarin an ihrer letzten, besten Ruhestätte gebettet werden sollte, und obwohl er einige seiner kümmerlich bezahlten Privatstunden deshalb aussetzen mußte, ließ er sichs doch nicht nehmen, trotz stürmenden Regens den schier endlos weiten Weg zu dem in Rixdorf gelegenen Begräbnisplatze zu machen. Daß sich im Grunde seines Herzens dabei sehr lebhaft die vermessene Hoffnung regte, der holdseligen Fremden vielleicht noch einmal zu begegnen, suchte er selber sich gar nicht zu verhehlen; aber er durfte sich doch mit gutem Gewissen sagen, daß diese Hoffnung keinen entscheidenden Anteil gehabt an seinem Entschluß, und daß er der freundlichen kleinen Dame sicherlich auch dann die letzte Ehre erwiesen haben würde,

wenn jede Möglichkeit solcher beglückenden Begegnung von vornherein ausgeschlossen gewesen wäre.

Er mußte lange an den Pforten des Totenhauses harren, weil ein reicher Mann mit vielem Gepränge zu Grabe getragen wurde. Als man sich ihrer endlich erinnerte und als das große Trauergefolge des reichen Mannes davongefahren war, um sich bei einem solennen Frühstück von den Anstrengungen der Feierlichkeit zu erholen, nahm sich der Leichenzug der kleinen Nähterin nach all dem voraufgegangenen Pomp freilich recht dürftig und armselig aus; denn außer dem Kandidaten schritten nur Fräulein Rosine und die mitleidige alte Frau, welche sich der Kranken während ihrer letzten Leidenstage so barmherzig angenommen, hinter dem Sarge drein durch den vom anhaltenden Regen aufgeweichten Lehmboden des Friedhofes.

Die junge Unbekannte, deren weiche Hand der Dahingeschiedenen die Augen zum letzten Schlummer geschlossen, war nicht gekommen, und nur der prächtige Kranz von Veilchen und blaßroten Rosen, der das Kopfende des Sarges schmückte, gab Kunde davon, daß sie die arme Arbeiterin auch heute nicht vergessen hatte. Die Zeremonie selbst ging rasch und ohne große Aufregung vorüber. Als man das

bretterne Häuschen, das erste, das Amalie Scheibel auf Erden ihr eigen nennen konnte, in die gähnende Grube hinabsenkte, drückte Fräulein Rosine zwar ein paar Minuten lang ihr feines, angenehm duftendes Taschentuch an die Augen; aber als die ersten Schollen dumpfpolternd auf den Sargdeckel herabgefallen waren, steckte sie es wieder ein und wandte sich nach einem nicht sehr freundlichen Blick auf Rudolf Hellborn und mit einem majestätischen Neigen des hübschen Köpfchens ziemlich eilfertig zum Gehen.

Der Kandidat war der letzte, welcher die Begräbnisstätte verließ. Als er zwischen den Hügelreihen dahinschritt, schien es ihm plötzlich, wie wenn er hinter dem dürren Zweigwerk einer winterlich kahlen Einfassungshecke die Umrisse einer rasch enteilenden, knabenhaft schlanken Gestalt wahrnähme, und irgend etwas in der Haltung und den Bewegungen derselben erinnerte ihn lebhaft an seinen Bruder. Aber er wies den Gedanken, daß Fritz sich auf dem Friedhofe versteckt haben könnte, um dem Begräbnis der Nähterin zuzusehen, gleich wieder als einen sehr thörichten zurück, denn jener war ja um diese Stunde auf der Schulbank festgehalten, und es war noch niemals vorgekommen,

daß er sich durch eine Lüge von seinen Pflichten frei gemacht hatte. — — —

Mit einer Verstimmung, die er umsonst abzuschütteln suchte, und mit einem schmerzlichen Gefühl der Enttäuschung im Herzen ging Rudolf Hellborn heute seinem saueren und so wenig ertragreichen Tagewerke nach. Müde und niedergeschlagen, unzufrieden vor allem mit sich selbst, kehrte er erst um die achte Abendstunde in sein Dachstübchen zurück. Fritz saß, wie immer, arbeitend am Tische, und wenn vielleicht wirklich etwas Scheues und Zurückhaltendes in seinem Wesen war, so befand sich Rudolf doch nicht in der Stimmung, darauf zu achten. Und es wartete überdies eine Neuigkeit auf ihn, die ungewöhnlich genug war, um ihn zunächst alles andere darüber vergessen zu lassen.

Auf seinem Tischplatz nämlich lag eine sauber gestochene Visitenkarte ziemlich großen Umfanges, und als er dieselbe aufnahm, las er einen Namen, den er nie zuvor vernommen hatte.

„Lincoln Greaves?“ wiederholte er verwundert. „Welche Bewandtnis hat es mit dieser Karte?“

„Ein Herr, der vor etwa zwei Stunden hier war und Dich in einer wichtigen Angelegenheit

zu sprechen wünschte, hat sie hinterlassen. Es lag ihm, wie er sagte, viel daran, Dich noch heute zu sehen, und ich habe ihn deshalb gebeten, seinen Besuch zwischen acht und neun Uhr zu wiederholen."

„Lincoln Greaves —" las der Kandidat noch einmal kopfschüttelnd, „allem Anscheine nach ein Engländer oder Amerikaner. Was in aller Welt kann er von mir begehren? – Hat er irgend eine Andeutung darüber gemacht?"

„Nein, aber er verweilte länger als eine Viertelstunde und suchte mich über alle möglichen Dinge auszuforschen, sodaß ich wahrhaftig manchmal in Verlegenheit war, was ich ihm antworten sollte. Er wünschte offenbar, sich auf das Genaueste über unsere Verhältnisse zu unterrichten."

„Seltsam! Welches Interesse kann er an ihnen haben? Doch es ist müßig, darüber zu grübeln; er wird uns die Aufklärung ja wahrscheinlich nicht schuldig bleiben."

Und diese Aufklärung ließ in der That nicht lange auf sich warten. Kaum eine Viertelstunde war verstrichen, als es leicht und elastisch den Gang heraufkam und energisch an die Thür des Mansardenstübchens pochte.

„Herein!“ rief der Kandidat, und er fühlte sein Herz nun doch etwas höher klopfen, obwohl er sich während der letzten Minuten wohl zwanzigmal im Stillen wiederholt hatte, daß es ohne Zweifel irgend ein sehr geringfügiger Anlaß sei, der diesen unbekannten Herrn Greaves zu ihm geführt habe. Jedenfalls nahm er sich tüchtig zusammen, um nichts von dieser thörichten Erregung merken zu lassen, als er, sich von seinem Holzstuhl erhebend, den Eintretenden höflich begrüßte.

Dieser hatte ihn sogleich scharf ins Auge gefaßt und reichte ihm ohne viel Förmlichkeit die Hand.

„Guten Abend, mein Herr,“ sagte er in fließendem, doch mit fremdartigem Tonfall gesprochenen Deutsch. „Ich habe doch das Vergnügen mit Herrn Doktor Rudolf Hellborn?“

„Nicht Doktor, wenn ich bitten darf,“ wehrte der Angeredete ab. „Meine Vermögensverhältnisse haben mir eine Promotion bis jetzt nicht gestattet.“

„So?“ meinte Herr Greaves, indem er Fritz herablassend zunickte. „Sie sollten das doch nicht versäumen! — Uebrigens — meine Karte haben Sie jedenfalls gefunden — wie?“

„Herr Lincoln Greaves —?“ sagte Rudolf,

den die seltsame Art des Fremden mehr und mehr verblüffte, mit einer kleinen Verbeugung, und der Andere nickte zustimmend.

„Ganz recht! — Sie sprechen englisch?"

„Es ist eines der Unterrichtsfächer, für welche ich geprüft bin."

„Bah, das will nicht viel sagen; denn was man da in Ihren Schulen als englische Sprache lehrt, klingt unser einem barbarisch genug ins Ohr. Aber wir können ja immerhin versuchen, wie weit wir mit der gegenseitigen Verständigung gelangen."

Fritz hatte dem Besucher seinen Stuhl eingeräumt, und Herr Lincoln Greaves ließ sich darauf nieder, seine langen, dürren Beine so ungeniert von sich streckend, daß er den auf dem Boden aufgeschichteten Bücherstapel mit einem rücksichtslosen Fußtritt durch einander warf.

„Verdammt eng hier bei Ihnen, mein Lieber!" meinte er an Stelle einer Entschuldigung in englischer Sprache. „Es hat nicht den Anschein, als ob Sie Ihren Salon auf den Empfang von Gästen eingerichtet hätten."

Rudolf Hellborn kam eigentlich erst jetzt dazu, die äußere Erscheinung des merkwürdigen Herrn

genauer zu betrachten, und er konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß trotz aller Absonderlichkeiten etwas Imponierendes und Fesselndes in derselben sei. Auf einem ungewöhnlich langen Körper, der aus nichts anderem als aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien, und auf einem dürren, gelben, auffallend beweglichen Halse saß ein mehr viereckig als rund gebildeter Kopf von mächtig ausgeprägten Formen. Der Kandidat konnte sich nicht erinnern, je zuvor eine so auffallend breite Stirn und ein so kraftvoll gemeißeltes Kinn gesehen zu haben, als in dem Gesicht dieses Fremden, und der klare, feste, durchdringend scharfe Blick der stahlblanken grauen Augen bohrte sich gleichsam bis in die verborgensten Tiefen der Dinge ein, auf die er gerichtet war.

„In der That, wir empfangen kaum jemals einen Besuch," erwiderte er, sich nun ebenfalls der englischen Sprache bedienend, „und Sie werden es darum gewiß verzeihlich finden, Herr Greaves, wenn ich durch den Ihrigen ein wenig überrascht worden bin."

„Das heißt, Sie wünschen zu wissen, was ich denn nun eigentlich von Ihnen will! — Ein sehr berechtigtes Begehren, das gebe ich zu — und

doch nicht so ohne weiteres zu erfüllen. Denn daß ich einfach das Verlangen gefühlt hätte, Ihre Bekanntschaft zu machen, ist Ihnen doch wohl nicht Erklärung genug — wie?"

„Es würde mir allerdings schwer werden, daran zu glauben," meinte Rudolf lächelnd. „Bei der Unscheinbarkeit und Verborgenheit meines Daseins, welches ich führe —"

„Ah, seien Sie nicht gar zu bescheiden, junger Freund! — Es könnte trotzdem sein, daß Sie mächtige und einflußreiche Fürsprecher haben."

„Ohne etwas davon zu ahnen, Herr Greaves?"

„Ohne etwas davon zu ahnen — gewiß! — dergleichen kommt zuweilen vor, wenn es vielleicht auch nur den Sonntagskindern begegnet. — Uebrigens könnte ich an Ihnen ja auf der Straße vorbeigegangen sein und ein besonderes Wohlgefallen an Ihren Augen gefunden haben oder an Ihrer Nase — lachen Sie nicht! — Es giebt kluge Leute, die von der Nase eines Menschen die scharfsinnigsten Folgerungen auf seinen Charakter und auf seine Herzenseigenschaften machen. Doch — eines oder das andere! — die Hauptsache ist, daß Sie mich jedenfalls nicht gleich hinauswerfen werden — he?"

„Gewiß nicht! — Aber ich fürchte, Sie selber möchten zu dem Schluß kommen, daß es nicht verlohnte, zweimal fünf unbequeme Treppen zu erklimmen, nur um meine Bekanntschaft zu machen."

„Nun, das Unglück wäre zu ertragen! — Uebrigens, was ich vorhin über das barbarische Englisch Ihrer Landsleute sagte, in bezug auf Sie nehme ich es zurück. Sind Sie jemals drüben gewesen?"

„Nein! — Einige kleine Fußwanderungen abgerechnet, bin ich über die nächste Umgebung von Berlin niemals hinausgekommen."

„Hm! — Das ist schlimm — ich meine natürlich: schlimm für Sie! Denn wer sich nicht in allerlei Ländern und unter allerlei Volk herumgetrieben hat, behält ewig einen engen Horizont. Nur auf Reisen erwirbt man das Talent, sich in jeder Situation zum Herrn der Umstände zu machen. — Sie müssen das nachholen, mein werter Herr Hellborn, wenn anders jemals etwas Ordentliches aus Ihnen werden soll."

„Ich zweifle nicht, Herr Greaves, daß Ihr Rat ein sehr wohlgemeinter ist — schade nur, daß mir nicht die Möglichkeit offen steht, ihn zu beherzigen."

„Und warum nicht? — Sind Sie nicht ein

freier Mann, der sich sein Dasein ganz nach Belieben gestalten kann?"

„Nicht so ganz! — Ein mittelloser Lehramtskandidat, der mit Sehnsucht auf seine feste Anstellung wartet, kann keine Vergnügungsreisen nach Japan oder dem Kaplande unternehmen, nur um seine Menschenkenntnis und Weltgewandtheit auszubilden."

„Hoffnungslos an die Scholle gekettet also! — Und für eine solche freiwillige Sklaverei kann ein Mann in Ihren Jahren sich wirklich begeistern? Von der Schulbank auf das Katheder und von dem Katheder in das Grab — ist das etwa ein Lebensweg, den zu durchwandern sichs überhaupt der Mühe verlohnte? — Stubenluft, Bücherstaub und eine unendliche Kette von Sorgen um das tägliche Brot — ich möchte mich bestens bedanken!"

„Wenn das die Vorstellung ist, Herr Greaves, welche Sie von dem Beruf eines Lehrers haben," sagte Hellborn ernst, „so muß ich allerdings darauf verzichten, Ihnen meine Liebe zu diesem Beruf verständlich zu machen."

„Stolz wie ein Spanier! — Aber ich fürchte, mein junger Freund, daß die Unkenntnis des

Lebens mit seinen Freuden und holden Versuchungen den weitaus größten Anteil an Ihrer zufriedenen Genügsamkeit hat. Hier oben unter dem Dache mag man davon ja wenig zu sehen bekommen und ich kann mirs am Ende vorstellen, daß ein Mensch, der in solcher Umgebung lebt, schon einen gesicherten Schulmeisterposten für etwas überaus Begehrenswertes und Herzerfreuendes hält. Aber Ihre glückliche Blindheit wird nicht ewig währen. Eines Tages werden die Nebel zerreißen und die Herrlichkeiten des Lebens werden sich Ihnen in ihrer ganzen verlockenden Pracht offenbaren. Was gilt die Wette, daß Ihre Begeisterung für den schönen Beruf dann in der ersten Stunde der Erkenntnis elend und jämmerlich in tausend Stücke geht?"

Die Befangenheit des Kandidaten war mehr und mehr einem Gefühle lebhaften Unbehagens gewichen.

„Ich fürchte mich zwar nicht im mindesten vor diesem schrecklichen Tage," erwiderte er ziemlich kühl, „aber ich denke bis jetzt auch vergebens darüber nach, welchen Dienst Sie mir wohl mit derartigen, im Grunde wenig erbaulichen Weissagungen zu leisten glauben."

„Ich möchte Sie damit warnen, möchte Sie

dadurch vor einem verpfuschten Leben bewahren. Sie sind jung, unverdorben und — wie man mir gesagt hat — reich begabt. Das ist Grundkapital genug für eine glänzende Zukunft, wenn nur der rechte Augenblick zur Anlage nicht versäumt wird. Und selbst wenn die Spekulation mißlänge, kann Ihnen der Einsatz nicht leicht verloren gehen. Der verzweifelte Sprung in Ihren trostlosen Lehrerberuf bleibt Ihnen als letztes Auskunftsmittel immer noch."

„Und was müßte ich Ihrer Meinung nach thun, um meine eingebildeten Kapitalien mit so großem Nutzen anzulegen?"

„Sie müßten vor allem aus der Nachbarschaft der Wolken, in der Sie gegenwärtig hausen, hinabsteigen in tiefer gelegene Regionen! Sie müßten sich eine Stellung oder Beschäftigung suchen, die Sie mitten hineinführt in den rauschenden Strom des Lebens."

„Da Sie eine so überraschende Teilnahme für mich an den Tag legen, Herr Greaves, so haben Sie vielleicht auch schon den Platz in Bereitschaft, auf dem sich mir die wunderbaren Geheimnisse des Weltgetriebes entschleiern sollen."

Der Amerikaner sah ihn mit seinen glänzenden grauen Augen durchdringend an.

„Ja, ich habe einen solchen Platz für Sie," erwiderte er nach einem kleinen Schweigen. „Hätten Sie Lust, einen bequemen, einträglichen und lehrreichen Posten in einem vornehmen Hause anzunehmen?"

Rudolf hatte eine derartige Antwort auf seine spöttische Frage nicht erwartet. Die immer gleiche Miene und die unerschütterliche Ruhe seines sonderbaren Besuchers begannen ihn zu verwirren.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihre Worte ernsthaft nehmen darf, mein Herr," sagte er zögend. „Sie sehen mich zum ersten Male, können kaum etwas Zuverlässiges über meine Person und meinen Charakter erfahren haben, und machen mir trotzdem ein Anerbieten, das — wenn die Sache selbst der Einleitung entspräche — vielen Tausenden als sehr begehrenswert erscheinen müßte."

„Nun ja, und ich sehe nicht, was dabei so sehr zu verwundern wäre! Vor allem: Hätten Sie Lust zu einem solchen Posten?"

„Es ist der Posten eines Hauslehrers oder Erziehers — wie ich vermute?"

„Nein! Zu erziehen giebt es da nichts mehr,

wenigstens nicht in Ihrem schulmeisterlichen Sinne! — Sie würden offiziell den klangvollen Titel eines Privatsekretärs zu führen haben."

„Und von irgend welcher Lehrthätigkeit wäre überhaupt nicht die Rede? Nein, Herr Greaves, so dankbar ich Ihre gute Absicht anerkenne — die Annahme eines solchen Postens müßte ich allerdings mit Bestimmtheit ablehnen."

„Sie vermögen sich also wirklich nicht vorzustellen, daß Sie Ihren Lebenszweck auch ohne die Beschäftigung mit einigen ungezogenen Rangen erfüllen können? — Nun, meinetwegen, man soll niemanden zu seinem Glücke zwingen! — Aber es ist schade! — Wenn die Sache weiter keinen Nutzen für Sie gehabt hätte, wären Sie doch wenigstens im Stande gewesen, dem jungen Menschlein da ein etwas angenehmeres Dasein zu bereiten. Und er sieht ganz so aus, als ob ers gebrauchen könnte."

Die letzte Bemerkung war scheinbar ganz beiläufig hingeworfen; aber sie verfehlte dessen ungeachtet ihre tiefe Wirkung auf Rudolf Hellborn nicht. Er blickte zu Fritz hinüber, der scheinbar ohne jede Teilnahme für das Gespräch an dem kleinen Dachfenster stand, und es war ihm nie

zuvor so schmerzlich aufgefallen, wie blaß und hager die Wangen, wie schmächtig die Glieder des lang aufgeschossenen Knaben waren.

„Sie kennen, wie es scheint, meine Verhältnisse bereits ziemlich genau," sagte er mit einem gewissen zögernden Einlenken, und der Amerikaner, dessen klare Augen wieder in die geheimsten Tiefen seiner Seele zu dringen schienen, nickte bejahend.

„Es ist nicht schwer, die Verhältnisse Jemandes zu durchschauen, der sich so wenig bemüht, sie zu verschleiern. Außerdem habe ich mir vorhin die Freiheit genommen, Ihren Bruder ein wenig auszufragen, und er hat offenbar noch nicht gelernt, zu lügen. — Unter uns gesagt: es steckt etwas in dem Burschen — etwas Großes vielleicht, und es sollte mir leid darum sein, wenn man das alles in ein oder zwei Jahren auf irgend einem Kirchhofe begraben müßte."

„Um Gotteswillen — welch ein entsetzlicher Gedanke!" fiel ihm Rudolf mit verstörter Miene ins Wort. „Fritz ist bis heute niemals krank gewesen; Sie glauben doch nicht etwa —"

Herr Lincoln Greaves zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube nichts Bestimmtes, denn ich bin ja kein Arzt. Aber wenn man sich so fünfzig und

einige Jahre in der Welt herumgetrieben hat, eignet man sich doch einen gewissen Blick für manche Dinge an, und ich sage Ihnen rund heraus: nicht hundert Dollars würde ich darauf wetten, daß Ihr Bruder sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet. Wenigstens nicht, so lange er bei Kaffee und Brot und nächtlicher Arbeit hier oben unter dem Dache haust. Milch und Roastbeef und tüchtige Bewegung in freier Luft, das wärs, was ihm vielleicht noch helfen könnte. Schade, daß ers nicht haben kann — jammerschade!"

„Und Sie meinen, daß ich ihm das alles schaffen könnte, wenn ich jenen Posten annähme?"

„Das und noch mehr! — Aber Sie wollen ja nicht; was hilfts, davon zu reden!"

„Meine vorige Ablehnung war vielleicht eine unüberlegte — es trat zu überraschend und unerwartet an mich heran. Und ich habe ja auch durchaus keine Vorstellung von den Pflichten und Aufgaben einer solchen Stellung. Es könnte wohl sein, daß ich mich doch noch dazu entschlösse, sofern ich mich diesen Aufgaben gewachsen glaubte."

„O, was das anbetrifft — es ist nicht allzu viel, was man von Ihnen verlangen wird. — Mein Freund, um den es sich handelt, und dem

ich Sie empfehlen würde — denn mehr als das vermag auch ich in der Sache nicht zu thun, ist ein sehr reicher Privatmann, der sein in Amerika erworbenes Vermögen, oder vielmehr die Zinsen desselben hier in Berlin auf die denkbar nobelste Weise verzehrt. Obwohl er es bei der Größe seines Besitzes nicht nötig hätte, sich mit Geschäften zu befassen, treibt ihn doch ein gewisser angeborener Drang nach Thätigkeit dazu, sich hier und da im Stillen an irgend einem großartigen, vielversprechenden Unternehmen zu beteiligen, und da er es nicht liebt, die daraus erwachsenden oft umfangreichen Korrespondenzen selbst zu führen, da er außerdem mit Bittgesuchen und dergleichen Dingen förmlich überschüttet wird, bedarf er der Unterstützung durch einen gebildeten und zuverlässigen Menschen, dem er sein volles Vertrauen auch in wichtigen Angelegenheiten schenken kann. Kaufmännische oder andere Fachkenntnisse sind dafür durchaus nicht erforderlich; auf eine tüchtige allgemeine Bildung und vor allem auf den Charakter kommt es in erster Linie an. Und daß unter solchen Umständen die Höhe des Gehaltes gar keine Rolle spielen kann, ist selbstverständlich. Man würde Ihnen für den Anfang, das heißt für die

unvermeidliche Probezeit, etwa hundert Thaler monatlich bei freier Wohnung und Verpflegung zahlen; aber es ist außer Zweifel, daß sich bei gegenseitigem Wohlgefallen dies Einkommen binnen kurzem verdoppeln und verdreifachen würde."

Der Kandidat griff sich an die Stirn, wie Jemand, der nicht an die Wirklichkeit der Dinge glaubt, welche er erlebt.

„Hundert Thaler," wiederholte er, „bei freier Wohnung und Verpflegung? — Aber das ist ja fast soviel als das Gehalt eines Gymnasialdirektors! — Nein, nein, Herr Greaves, es gefällt Ihnen, einen Scherz mit mir zu machen."

„Nein, ich stelle Ihnen die Lage der Dinge genau so dar, wie sie wirklich ist, aber ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß nicht ich es bin, der den Posten zu vergeben hat. Ich kann Sie dafür empfehlen, weiter nichts! Alles Uebrige ist Ihre eigene Sorge, und der Umstand, daß mein Freund innerhalb der letzten zehn Monate nicht weniger als fünf verschiedene Privatsekretäre engagiert und nach kurzer Probezeit wieder entlassen hat, kann immerhin als ein Beweis dafür gelten, daß es seine Schwierigkeiten hat, mit ihm auszukommen. Die Anforderungen an Ihre

Arbeitskraft werden, wie gesagt, nicht sonderlich große sein, und wenn Sie klug sind, werden Sie Ihre freie Zeit dazu anwenden, Studien zu machen — das heißt: nicht in Ihren verstaubten Büchern — wohlverstanden! — sondern an den lebendigen Modellen, deren es um Sie her eine unerschöpfliche Fülle geben wird. Was aber die erwähnten Schwierigkeiten anbetrifft, die wohl in gewissen persönlichen Eigenheiten meines Freundes ihren Grund haben mögen, so werden Sie sie mit einiger Besonnenheit und Selbstverleugnung wohl überwinden können — zumal, wenn Sie immer eingedenk bleiben, daß es möglicherweise das Leben Ihres Bruders ist, welches Sie damit erkaufen."

Ernst und nachdenklich blickte der Kandidat vor sich hin. Es war etwas in seinem Innern, das ihn mächtig antrieb, das verlockende Anerbieten, dessen Annahme ihn auf eine unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer aus den Bahnen seines aufrichtig geliebten Berufes schleudern mußte, auch jetzt noch zurückzuweisen. Aber er fühlte sich zu schwach, die ungeheure Verantwortung zu tragen, die er als der einzige Versorger und Beschützer seines Bruders mit solcher Ablehnung jetzt auf seine Schultern genommen hätte. Nach einem

minutenlangen Zaudern, das Herr Greaves nicht zu unterbrechen versucht hatte, sagte er mit etwas gepreßt klingender Stimme:

„Nun wohl, mein Herr, ich werde mich bei Ihrem Freunde um jene Stellung bewerben!"

Lincoln Greaves nickte beistimmend, ohne irgend welche Ueberraschung oder besondere Befriedigung zu verraten.

„Sein Name ist William Forester und er wohnt Viktoriastraße 60. Sie werden gut thun, sich gleich morgen um die herkömmliche Besuchszeit bei ihm zu melden. Er wird durch mich von Ihrem Kommen unterrichtet sein und ich zweifle nicht, daß er Sie wenigstens für eine kurze Probezeit in seine Dienste nimmt, das Uebrige wird dann lediglich von Ihrem größeren oder geringeren Talent, sich in meines Freundes Eigentümlichkeiten zu finden, abhängig sein."

Er sah den Zweck seines Besuches offenbar als erledigt an, denn er erhob sich und ging auf den regungslos dastehenden Fritz zu, in dessen Gesicht jetzt etwas wie ein Ausdruck tiefer Traurigkeit war.

„Kopf hoch, mein braver, junger Freund," sagte er, sich wieder der deutschen Sprache bedienend. „Ich hoffe, Ihnen da einen Dienst ge-

leistet zu haben, für den Sie mir noch einmal dankbar sein werden. Gute Nacht!“

Der Gymnasiast gab ihm mit einer mechanischen Bewegung die Hand; aber er antwortete nichts und rührte sich auch nicht von der Stelle. Doch als er dann mit seinem Bruder allein war, stürzte er plötzlich auf ihn zu, umschlang seinen Nacken mit beiden Armen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Um Gotteswillen — was ist Dir?“ fragte Rudolf betroffen. „Hast Du denn verstanden, was wir mit einander sprachen?“

„Ich habe verstanden, daß wir uns trennen müssen, und daß Du in Dein Verderben gehst, Rudolf — in Dein sicheres Verderben!“

„Welch ein thörichter Gedanke! — Wenn mir jene Stellung nicht zusagt, wird mir die Rückkehr zu den alten Verhältnissen ja in jedem beliebigen Augenblick offen stehen.“

Aber der Knabe schüttelte mutlos den Kopf.

„Ich weiß nicht, wozu dieser Greaves Dich gebrauchen will; aber ich weiß bestimmt, daß er kein guter Mensch ist. Traue ihm nicht, Rudolf — ich bitte Dich, traue ihm nicht! — und geh nicht zu dem Amerikaner, an den Du Dich verkaufen sollst!“

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach ihn mitten in der Rede, und dieser häßliche, trockene Husten, der ihm heute zum ersten Male auffiel, hatte etwas furchtbar Erschreckendes für Rudolf Hellborn. Sanft drückte er Fritz auf einen Stuhl nieder und in seinem zärtlichsten Ton, doch zugleich mit einem Ausdrucke unerschütterlicher Entschlossenheit sagte er:

„Ich werde niemals verkaufen, was einem ehrenwerten Manne nicht feil sein darf; weder meine Ueberzeugungen, noch meine Selbstachtung oder gar meine brüderliche Liebe zu Dir — was also solltest Du da zu fürchten haben? — Auch mir wird es ja herzlich schwer, mich von Dir zu trennen, mein Junge; aber wir müssen uns in diese kurze Trennung finden; denn ich sehe selber ein, daß sie unumgänglich notwendig ist."

Fritz machte keinen weiteren Versuch, seines Bruders Sinn zu ändern; aber der Ausdruck einer trüben, hoffnungslosen Traurigkeit verschwand nicht wieder aus seinen Zügen, und in seinem jungen Gesicht waren zwei scharfe, tief eingezeichnete Linien, welche Rudolf nicht sehen konnte, ohne daß ihm eine namenlos schmerzliche Empfindung von Mitleid und Sorge das Herz zusammenschnürte.

4.

Daß es eine neue, bis dahin völlig ungekannte Welt sei, in welche er da mit langem Zaudern und mit hochklopfendem Herzen seinen Fuß setzte, dessen wurde sich der Kandidat Hellborn allerdings mit überzeugender Klarheit bewußt, sobald sich die Eingangsthür des villenartig gebauten Hauses hinter ihm geschlossen hatte. Nie zuvor war ihm Gelegenheit geboten worden, die Annehmlichkeiten des Reichtums so augenfällig und greifbar vor seinen Blicken entfaltet zu sehen, als es hier geschah; nie zuvor hatte sich ihm mit gleicher Lebhaftigkeit die Erkenntnis von der Armseligkeit seiner eigenen Verhältnisse aufgedrängt. Aber die Empfindung, welche ihn bewegte, während er dem voranschreitenden, steif und würdevoll dreinschauenden Diener über die Marmorstiege und durch einige verschwenderisch ausgestattete Zimmer folgte, glich vielmehr einer Regung des

Unbehagens und der Beklemmung, als dem Gefühl der Bewunderung oder gar des Neides.

Diese farbenreichen, üppigen Gemälde in ihren prächtigen Umrahmungen, diese schwellenden Polstermöbel mit ihren Ueberzügen von Sammet und Seide, diese weichen Teppiche, in die sein Fuß einsank und die das Geräusch seiner Schritte bis zur Unhörbarkeit dämpften — die weißen Marmorstatuen in den Ecken, die schweren, kostbaren Vorhänge vor Thüren und Fenstern — dies alles, das sein ungeübtes Auge mit einem einzigen Blick kaum zu erfassen vermochte, wirkte um seiner überreichen, verwirrenden Fülle willen bedrückend und fast beängstigend auf ihn ein. Die von einem süßlichen Wohlgeruch erfüllte Luft legte sich schwer auf seine Brust und es schien ihm undenkbar, daß in diesen Räumen jemals ein freies, zwangloses Wort oder ein fröhliches Lachen sollte ertönen können.

„Wollen Sie die Güte haben, hier zu warten! — Ich werde Sie dem gnädigen Herrn sogleich melden."

Hellborn dachte natürlich nicht daran, sich in einen der mit schillerndem Seidenbrokat bezogenen Sessel niederzulassen. Er war mitten im Gemache

unter dem Kronleuchter von venetianischem Glase stehen geblieben und betrachtete die zahllosen, verschiedenartigen Kunstgegenstände rings umher, ohne daß ihre auserlesene Schönheit ihm denselben Genuß bereitet hätte, wie er ihn etwa in einem Museum gehabt haben würde.

Da schlug der helle Klang einer weiblichen Stimme aus dem Nebenzimmer, dessen Thüröffnung nur durch einen Sammetvorhang verschlossen war, an sein Ohr. Er konnte nicht verstehen, was sie sprach; aber gleich darauf wurden auf einem prächtig tönenden Flügel von anscheinend sehr geübter Hand einige Akkorde angeschlagen, und es gab ein Knistern und Rascheln, wie wenn Jemand ziemlich ungestüm in einem Notenhefte blättere.

„Das ist alles so süß und so traurig," klang dann die weibliche Stimme von neuem und diesmal deutlicher als zuvor, „Thränen und Träume, Träume und Thränen ohne Ende! — Es muß wahrhaftig recht romantisch veranlagte Jünglinge in Ihrem Vaterlande geben, Herr v. Trauenstein."

Ein tief und angenehm klingendes männliches Organ gab in bittendem Tone Antwort auf die spöttische Bemerkung.

„Wollen Sie mir nicht trotzdem einige von

den Liedern singen? Ich möchte Ihren Spott so gern durch Sie selber zum Schweigen bringen."

Ein Sessel wurde gerückt und etwas wie ein Seufzer ließ sich vernehmen.

„Nun denn, Ihnen zu Liebe will ichs versuchen!"

Ein kurzes Vorspiel, das dem jetzt sehr aufmerksam lauschenden Horcher im Nebengemach wohl bekannt war, wurde dem schönen Flügel entlockt und die helle, metallisch klingende Stimme sang mit allen Kennzeichen einer vortrefflichen musikalischen Schulung:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen, das hat
einen andern erwählt;
Der andere liebt eine andere und hat sich mit
dieser vermählt.
Das Mädchen nimmt aus Aerger den ersten
besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen: der Jüngling
ist übel dran.
Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer
neu —"

Hier brachen Gesang und Begleitung plötzlich ab, und die Dame fragte:

„Nun, Herr v. Trauenstein, glauben Sie noch

immer, daß ich das Talent habe, Ihren Herren Heine und Schumann gerecht zu werden?"

„Wenn Sie nur den Willen dazu hätten — gewiß! — Aber warum haben Sie denn nicht auch die Schlußworte gesungen?"

„Weil es mir widerstrebt, eine solche Ueberschwenglichkeit nachzusprechen. Wo wäre wohl jemals einem Manne das Herz gebrochen, weil das Mädchen seiner Wahl einen anderen genommen? — Glauben Sie etwa daran, Herr von Trauenstein?"

Die Antwort des Gefragten blieb dem Kandidaten unverständlich, da er selbst sich in dem nämlichen Augenblick ganz unerwartet angeredet hörte. Der weiche Teppich hatte ihn nichts von dem Eintritt des Mannes bemerken lassen, der jetzt hart vor ihm stand, und in dem er ohne Zweifel den Herrn dieses prächtigen Hauses zu erblicken hatte. Seine erste Empfindung neben einer leicht begreiflichen Verwirrung war ein eigentümliches Gefühl der Enttäuschung; denn er hatte sich den Besitzer all der prunkenden Schätze rings umher wahrlich ganz anders vorgestellt, als er ihn nun vor sich sah.

Dieser große, breitschulterige Mann mit den plumpen Händen und dem mächtigen, leicht vorn-

über geneigten Nacken glich ganz und gar einem in die Kleider eines Gentlemans vermummten Lastträger oder Grobschmied, obwohl ihm trotz seiner fünfzig Jahre eine gewisse brutale Schönheit keineswegs abzusprechen war. Die Formen seines runden, lebhaft geröteten Gesichts waren derb, doch regelmäßig und wohlgebildet; nur die schweren, aufgeschwollenen Lider, die fast beständig halb über die Augen herabgesenkt waren und die er nur mit sichtlicher Anstrengung ganz in die Höhe zu ziehen vermochte, verhinderten, daß dies Gesicht einen wirklich günstigen Eindruck auf den Beobachter hervorbrachte. Obwohl sein mächtiger Gliederbau von Kraft und Gesundheit strotzte, war doch etwas Müdes, greisenhaft Starres in dem Blick seiner Augen, und in sein dichtes, dunkles Haupthaar, wie in den kurz gehaltenen, nach amerikanischer Sitte zugestutzten Vollbart mischten sich bereits zahlreiche graue Fäden.

Seine Kleidung war von ausgesuchter Eleganz, aber wenngleich ihr Verfertiger ohne Zweifel ein hervorragender Künstler in seinem Fache war, konnte man doch die Empfindung nicht los werden, daß sie eigentlich für einen anderen, als für ihren jetzigen Träger gemacht worden sei. Auch die

schmalen, spitz zulaufenden Lackstiefel und vor allem die großen, funkelnden Brillanten an seinen dicken, kurzen Fingern wollten sehr wenig zu der Gesamterscheinung des Mannes passen, die bei alledem etwas Gedrücktes und Hilfloses hatte.

„Sie sind Herr Rudolf Hellborn, von dem mir Greaves geschrieben hat?“ fragte er statt aller Begrüßung in englischer Sprache, und es fiel dem Kandidaten auf, wie rauh und leise die Worte aus diesem mächtigen Brustkasten kamen. „Sie wollen den Posten eines Privatsekretärs bei mir übernehmen?“

Noch einmal fühlte Rudolf einen fast unwiderstehlichen Antrieb, um Nein zu antworten, und er mußte mit Blitzesschnelle alles, was am gestrigen Abend seinen Entschluß beeinflußt hatte, wiederum an seiner Seele vorüberziehen lassen, um nicht der Versuchung zu unterliegen; dann aber, als die gefährliche Anwandlung überwunden war, erwiderte er in bescheidener Haltung:

„Wenn die Darstellung, welche mir Herr Lincoln Greaves von den Pflichten und Obliegenheiten dieser Stellung gegeben hat, eine zutreffende war, möchte ich Sie allerdings bitten, mir dieselbe versuchsweise zu übertragen.“

„Versuchsweise — natürlich! — ich engagiere meinen Privatsekretär zunächst immer nur versuchsweise. — Aber wollen Sie sich nicht gefälligst setzen?"

Er wies auf einen Sessel; da er selbst sich aber nicht niederließ, sondern im Zimmer umherzugehen begann, so blieb auch Hellborn stehen, ohne daß Forester auf diese Nichtbefolgung seiner Einladung zu achten schien. Es war etwas Unruhiges, Zerfahrenes und Rastloses in dem Wesen des Mannes, das der Kandidat als eine Aeußerung hochgradiger Verlegenheit gedeutet haben würde, wenn eine solche Annahme unter den obwaltenden Umständen nicht geradezu thöricht und lächerlich gewesen wäre.

„Greaves schreibt, daß Sie vorzüglich englisch sprächen und das ist mir sehr wichtig; denn ich liebe es nicht, mich der deutschen Sprache zu bedienen. Sie können das sonst natürlich halten, wie Sie wollen, im Verkehr mit mir aber dürfen Sie nur englisch reden und schreiben."

Hellborn verbeugte sich stumm, aber Herr Forester sah gar nicht nach ihm hinüber. Er setzte seine Wanderungen durch das Zimmer fort, nahm hier und da einen Gegenstand von seinem Platze, betrachtete ihn so aufmerksam, wie wenn er da etwas

völlig Neues, Unbekanntes in den Händen hielte, und setzte ihn dann wieder behutsam zurück. Minuten vergingen, ehe er fortfuhr:

„Greaves hat Ihnen also bereits gesagt, was Sie zu thun haben werden! Wahrscheinlich hat er Ihnen auch seine Anweisungen für Ihr Verhalten gegeben — wie?“

„Seine Anweisungen? Ich verstehe nicht recht, Herr Forester.“

„Nun gut — nun gut! Es ist ja auch gleichgiltig! Die Hauptsache ist doch, daß wir uns miteinander verständigen, denn Sie werden sich hoffentlich jederzeit erinnern, daß Sie in meinen Diensten stehen, nicht in denjenigen des Herrn Greaves. — Ah, ein drolliges Ding, diese Figur da! Ganz ohne Arme, merkwürdig! — Und damit schmückt man sich nun seine Stuben!“

Er hatte eine kleine Bronzenachbildung der Venus von Milo in die Hand genommen und stellte sie kopfschüttelnd wieder an ihren Platz.

„Ja — Sie werden das nicht vergessen, wie ich hoffe! — Herr Greaves ist mein Freund; aber ich liebe es nicht, wenn meine Freunde sich allzuviel um meine Angelegenheiten kümmern. — Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie mir durch

einen anderen empfohlen worden wären, als durch ihn. Sie sind natürlich sehr mit ihm befreundet — wie?“

„Ich sah Herrn Greaves gestern zum ersten Mal; aber wenn Sie aus irgend einem Grunde Bedenken tragen, mich zu engagieren —“

Forester unterbrach ihn durch eine hastige, fast unwillige Geberde.

„Wer sagt, daß ich Bedenken trage? — Aber man muß sich doch zuvor ins Einvernehmen setzen — man muß doch wissen, woran man miteinander ist. Ich kann die Winkelzüge nicht leiden! Doch das war es eigentlich nicht, was ich sagen wollte. Ich meinte — ah, da bist Du ja, Maud! Und auch Sie, Herr von Trauenstein! Sehr erfreut, Sie zu sehen — in der That, sehr erfreut!“

Das Unbehagen, von welchem sich Rudolf Hellborn mehr und mehr beschlichen fühlte, wurde nicht verringert durch den Eintritt der beiden Personen, deren Unterhaltung er vorhin teilweise hatte belauschen müssen. Er sah, daß die Sängerin eine junge, höchstens achtzehnjährige Dame von sehr schlankem, zierlichem Körperbau und ungemein lebhaften Bewegungen war, während ihr — etwa

um ein Jahrzehnt älterer — Begleiter jedem Maler oder Bildhauer als Modell für einen jungen germanischen Recken aus grauer Vorzeit hätte dienen können.

Mit großer Zuvorkommenheit und doch in derselben nervös hastigen Weise, die all seinen Handlungen eigentümlich schien, schüttelte der Hausherr diesem blonden Riesen die Hand, die junge Dame aber richtete ihre großen, glänzenden Augen mehr neugierig als verwundert auf den Kandidaten, dessen stumme Verbeugung zu seinem eigenen Verdruß vielleicht noch um einiges ungeschickter ausfiel als sonst. Sie neigte zur Erwiderung leicht und etwas hochmütig das hübsche Köpfchen und wandte sich dann an Forester:

„Herr von Trauenstein ist von wahrhaft aufopfernder Liebenswürdigkeit, Papa! Und er hat es noch immer nicht aufgegeben, mich zu seinem Enthusiasmus für sentimentale deutsche Musik zu bekehren. Diesmal ist es Schumanns „Dichterliebe", mit der er mich beschenkt hat. Schade nur, daß mir noch immer nicht das rechte Verständnis für die Schönheiten dieser schwächlichen Lyrik aufgegangen ist."

William Forester murmelte etwas Unverständ-

liches und starrte auf eine kleine Meißener Figurengruppe, wie wenn es da irgend eine tiefe Wahrheit zu entdecken gäbe. Herr v. Trauenstein aber, dessen Blick nur flüchtig über die Gestalt des Kandidaten hingestreift war, machte Miene, sich zu empfehlen.

„Es gefällt Ihnen nun einmal, mich grausam zu behandeln, mein Fräulein," sagte er mit einem sehr sympathischen Ausdruck von Treuherzigkeit und Demut, „aber ich gebe darum doch die Hoffnung nicht auf, Sie eines Tages freundlicheren Sinnes werden zu sehen. Meiner Ausdauer und Beharrlichkeit wenigstens sollen Sie schließlich Ihre Anerkennung nicht versagen dürfen."

„Diese Anerkennung wird Ihnen schon jetzt zu teil," erwiderte sie lächelnd, „und ich denke, Sie haben auch keinen Grund mehr, sich über meine Grausamkeit zu beklagen, wenn ich Ihnen verspreche, Sie auf unserm nächsten Ball zu meinem erklärten Kavalier zu machen. Ist das nun Revanche genug für meine Pietätlosigkeit gegen Ihren vergötterten Heine?"

„Es ist mehr, als ich zu erbitten gewagt hätte," sagte er, sich tief auf die kleine Hand herabbeugend, die sich ihm freiwillig dargeboten hatte. „Ich

werde die Minuten zählen bis zu jenem glücklichen Abend."

„Auf Wiedersehen denn! — Aber willst Du die Herren nicht noch mit einander bekannt machen, Papa?"

Forester fuhr verwirrt aus der Betrachtung seiner Porzellangruppe empor.

„Ah, in der That — ich bitte um Entschuldigung, daß ich das vergaß! — Herr Rudolph Hellborn, Kandidat, wenn ich nicht irre — Herr Baron Rüdiger von Trauenstein, ein lieber Freund meines Hauses."

Die beiden Männer verneigten sich stumm gegen einander, und Hellborn hatte die häßliche Empfindung, daß der blonde Riese, welcher so demütig im Verkehr mit der hübschen jungen Dame war, mit hochfahrender Vornehmheit auf ihn herabblickte. Aber es blieb ihm nicht mehr Zeit, sich von der Richtigkeit dieses Argwohns zu überzeugen, denn Trauenstein verabschiedete sich jetzt wirklich, und nur von der Schwelle aus, bis zu der ihm der Hausherr das Geleit gegeben hatte, begrüßte er noch einmal schweigend wie zuvor den Kandidaten.

Als Forester sich wieder in das Zimmer zurückgewendet hatte, schien er erst ein paar Sekunden

unschlüssig, was jetzt zu beginnen sei, dann aber sagte er, offenbar einer plötzlichen, ihn sehr befriedigenden Eingebung folgend, in englischer Sprache:

„Herr Hellborn wünscht in meinen Dienst zu treten, Maud, aber ich habe leider im Augenblick nicht die Zeit, mich mit ihm über alle Einzelheiten zu verständigen. Vielleicht hast Du die Freundlichkeit, dies an meiner Stelle zu besorgen. Du weißt ja eben so gut als ich, worauf es dabei ankommt."

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er raschen Schrittes aus dem Zimmer.

Fräulein Maud hatte es augenscheinlich nicht sehr eilig, mit der Ausführung ihres Auftrages zu beginnen. Sie setzte sich auf die Seitenlehne eines Sessels, so daß ihre allerliebsten schmalen Füßchen den Boden nicht mehr berührten, legte den Kopf ein wenig auf die linke Seite und sah den Kandidaten an, wie wenn sie von ihm eine Eröffnung des Gesprächs erwarte. Da er aber stumm blieb, deutete sie nach einer kleinen Weile mit lässiger Handbewegung auf einen anderen Sitz.

„Nehmen Sie doch Platz, mein Herr!" sagte sie auf Deutsch. „Man unterhält sich schlecht mit jemandem, zu dem man fortwährend hinaufblicken muß."

Diesmal gehorchte Rudolf, von wirklicher Neugier erfüllt, wie dies seltsamste aller Verhöre sich gestalten würde.

„Sie wollen also meines Vaters Privatsekretär werden. Haben Sie bereits jemals eine ähnliche Stellung bekleidet?“

„Nein!“

„Das war mir von vornherein nicht zweifelhaft. Und da Sie, wie ich vermute, von Haus aus Theologe sind —“

„Pardon, mein Fräulein! Ich bin Kandidat des höheren Lehramts — nicht des Predigtamts.“

„Nun, um so besser — das heißt, ich meine, das ist ja ganz gleichgiltig! Jedenfalls wollen Sie doch Ihren eigentlichen Beruf aufgeben, weil Sie auf diesem Wege eine bessere Karriere zu machen hoffen!“

„Nicht eigentlich deshalb! — Aber es erscheint Ihnen vielleicht nicht unumgänglich notwendig, daß ich mich ausführlich über meine Zukunftspläne und Hoffnungen verbreite. Ich bin nicht so unbescheiden, zu glauben, daß dieselben für Sie von irgend welchem Interesse sein könnten.“

Für einen Moment blitzten ihn die dunkeln Augen wie im Zorne an, und die Spitzen der

herabhängenden Füßchen bewegten sich ungeduldig; aber ein paar Sekunden später neigte Fräulein Maud mit leisem Lächeln zustimmend das Köpfchen.

„Sie haben Recht! Das interessiert mich ganz und gar nicht. Wie aber kamen Sie dazu, sich mit Ihrer Bewerbung gerade an meinen Papa zu wenden?“

„Ich that es auf den Rat des Herrn Lincoln Greaves, mein Fräulein.“

„Ah, Sie sind ein Schützling des Herrn Greaves — das ist ja sehr interessant! Sind Sie schon lange mit ihm befreundet?“

„Noch vor vierundzwanzig Stunden ahnte ich nichts von seinem Dasein. Gestern Abend erwies mir der Freund Ihres Herrn Vaters zum ersten Male die Ehre seines Besuches.“

„Da müssen Sie freilich etwas ganz Besonderes gethan haben, sich sein Vertrauen so schnell zu gewinnen. Aber auch das kümmert mich im Grunde wenig. Die Hauptsache ist, daß Sie über die Obliegenheiten Ihrer künftigen Stellung unterrichtet sind. Was Sie in Papas Kabinett zu thun haben werden, weiß ich nicht, denn seine Geschäfte gehen mich natürlich nichts an. Daneben aber werden Sie uns gleich Ihren Vorgängern ein wenig bei

der Erfüllung unserer gesellschaftlichen Pflichten behilflich sein müssen. Sie verstehen wohl, wie ich das meine?"

„Ehrlich gesprochen: nein, mein Fräulein!"

„Aber das ist doch so einfach! Wir führen ein sehr gastfreundliches Haus und als Mitbewohner desselben kommt es Ihnen natürlich zu, uns bei dem Arrangement unserer Festlichkeiten zu unterstützen, unseren Gästen die Honneurs zu machen, wo unsere eigenen Kräfte bei größeren Veranstaltungen dazu nicht mehr ausreichen, gelegentlich mit einigen sitzen gebliebenen Damen zu tanzen —"

„Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche, aber ich möchte mir die Frage erlauben, ob diese letztere Verpflichtung eine unerläßliche wäre?"

Sie sah ihn verwundert an, dann zuckte es ihr übermütig um Mund und Augen.

„Sie können am Ende nicht tanzen, Herr Kandidat?"

„Nein," gab er mit vollkommener Ruhe zurück. „Ich habe bis heute weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich in dieser Kunst zu üben."

Fräulein Maud hatte sicherlich erwartet, ihn durch ihre Frage in nicht geringe Verlegenheit zu setzen, vor dem ruhigen Mannesstolz aber, der in

seinen Worten war, senkte sie wie beschämt die Lider. Es hatte einen ganz anderen Klang als ihre früheren Aeußerungen, da sie nach einer kleinen Weile sagte:

„So sind Sie wahrscheinlich auch nicht musikalisch und würden mich nicht beim Gesang begleiten können?"

„Wenn die Anforderungen, welche da an mein Talent gestellt werden, nicht allzugroße sind, könnte ich diese Dienstleistung wohl übernehmen. Ich erhielt als Knabe Unterricht im Klavierspiel und habe mir, da ich die Musik sehr liebe, seitdem hier und da eine Möglichkeit verschafft, mein Können zu erweitern."

„Gut! Wir werden also demnächst eine Probe darauf machen! Sie können doch schon heute oder morgen in unser Haus übersiedeln?"

„Ich bitte mir dazu, wenn es möglich ist, noch einige Tage Zeit zu lassen," erwiderte Hellborn. „Ich muß, ehe ich meine bisherige Wohnung verlasse, eine geeignete Unterkunft für meinen jüngeren Bruder suchen, dem zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Aufenthalt auf dem Lande verordnet worden ist."

Fräulein Maud Forester war von ihrem er=

höhten Sitz herabgeglitten und an ein Tischchen getreten. Rasch warf sie dort mit dem Crayon einige Zeilen auf ein Blatt Papier und klingelte nach dem Diener.

„Für meinen Papa!“ sagte sie kurz und dann, auf das Nebenzimmer zugehend, wandte sie sich, die aufgehobene Portiere der Thür bereits in der Hand, nach Hellborn zurück:

„Wenn ein solcher Aufschub unvermeidlich ist, müssen wir uns wohl darein finden. Aber Sie werden Ihre Vorkehrungen nach Möglichkeit beeilen — nicht wahr? — Die beiden Zimmer im zweiten Stock, welche Ihre Vorgänger zu bewohnen pflegten, stehen zu Ihrer Aufnahme bereit.“

Der Kandidat wurde einer Erwiderung überhoben, denn in diesem Moment erschien Herr William Forester wieder im Zimmer.

Er hielt das von seiner Tochter geschriebene Zettelchen in der Hand, und ehe er zu sprechen begann, überlas er es noch einmal, wie ein von Lampenfieber befallener Schauspieler unmittelbar vor dem Heraustreten seine Rolle überfliegt.

„Ich vermute, daß Sie mit meiner Tochter inzwischen ins Reine gekommen sind, Herr Hellborn! Sie treten also zunächst für einen Monat in die

Stellung eines Privatsekretärs bei mir ein und erhalten dafür neben Wohnung und Verpflegung ein Salair von dreihundert Mark. Oder ist das zu wenig?"

Rudolf machte eine verneinende Bewegung.

„Wohl! — Wenn wir uns sonst zu verständigen wissen, wird sich auch über eine Erhöhung Ihrer Bezüge reden lassen. Wann wollen Sie eintreten?"

„Herr Hellborn hat sich einige Tage ausgebeten, um seinen kranken Bruder anderweit unterzubringen," klang Mauds Stimme vom Eingang des Nebenzimmers her. „Ich habe es ihm bereits zugesagt."

„Nun wohl, wenn Du es zugesagt hast, so hat es dabei sein Bewenden!"

Es war kein Zweifel, daß Herr William Forester die Unterhandlungen damit als beendet ansah, und Rudolf, der diesen Moment innig genug herbeigesehnt hatte, zögerte nicht, sich zu verabschieden. Wenn er schon mit einem Gefühl der Erleichterung die breite Marmortreppe hinabgestiegen war, so atmete er doch erst draußen in der kühlen Luft des Vorfrühlings wie ein von langer Gefangenschaft Erlöster tief auf aus befreiter Brust.

Er wußte jetzt, daß es eine schwere Aufgabe sei, die er um des kranken Bruders willen auf seine Schultern genommen, und daß hinter den Mauern des vornehmen Hauses, nach welchen er kaum zurück zu blicken wagte, wohl manche harte Stunde voll Bitterkeit und Demütigung seiner warte; aber es war seltsamerweise nicht so sehr der Gedanke an die plumpen Sonderbarkeiten seines neuen Brotherrn, als die Erinnerung an Fräulein Mauds zierliches, hochmütiges Köpfchen, die ihn dabei mit Bangen, ja, fast mit einem Gefühl leisen Grauens erfüllte.

5.

Herr Lincoln Greaves drückte auf den im Innern der Droschke angebrachten Gummiball, der mit leisem Pfiff dem Kutscher das Zeichen zum Halten gab. Er hatte dem Mann nur eine Straße, nicht ein bestimmtes Haus als das Ziel der Fahrt bezeichnet, und nachdem er ihm jetzt ein Geldstück gereicht hatte, ging er gemächlichen Schrittes noch ein gutes Stück zu Fuß weiter, ehe er in eines der hübschen, behaglichen Häuser trat, die hier, im äußersten Westen der Riesenstadt — vorläufig nur erst vereinzelt und in ziemlich beträchtlichen Zwischenräumen aus dem sandigen Boden emporwuchsen.

An einer Thür des ersten Stockwerks zog er die Glocke und von einer älteren Dame wurde ihm aufgethan.

„Fräulein Edith zu Haus?“ fragte er, indem er mit der ungenierten Sicherheit eines alten Bekannten über die Schwelle trat. „Ich habe es

leider diesmal versäumt, ihr meinen Besuch vorher anzuzeigen."

„Desto lebhafter wird wahrscheinlich ihre Freude sein," meinte die Matrone mit einem vieldeutigen Lächeln. „Ich glaube fast, daß sie Ihnen etwas sehr Wichtiges und Interessantes mitzuteilen hat."

Die unbestimmte Verheißung schien Herrn Lincoln Greaves nicht sonderlich angenehm zu berühren, denn er zog die Augenbrauen in die Höhe und bohrte seinen kalten, durchdringenden Blick so fest in das freundliche Gesicht der Frau, daß sie ganz verlegen zu Boden schaute.

„So?" wiederholte er gedehnt. „Etwas sehr Wichtiges und Interessantes? Möchten Sie mir nicht zur Milderung meiner voraussichtlichen Ueberraschung einige nähere Mitteilungen darüber machen?"

„Wie kann ich das? Ich würde mich ja möglicherweise einer Indiskretion schuldig machen. Und es sind ja auch nur Vermutungen, welche ich darüber hegen kann. Fräulein Edith ist in manchen Dingen so merkwürdig schweigsam und verschlossen."

„Ist irgend ein junger Herr bei Ihrer Neuigkeit im Spiele, Frau Rechnungsrätin?"

„Sie treiben mich in die Enge, Herr Greaves

— man kann Ihnen nicht ausweichen. Aber verraten Sie, bitte, nicht, daß ich Ihnen eine Andeutung gemacht habe! Ja, der Doktor Blüthner ist vorhin dagewesen, ohne daß ihn jemand gerufen hätte, denn wir sind ja, Gott sei Dank, alle gesund — und er sah so feierlich aus — ich müßte mich wahrhaftig sehr täuschen, wenn es nicht eine ganz besondere Bewandtnis mit seinem Erscheinen gehabt hätte."

„Das ist ja allerliebst! Vielleicht gar ein Heiratsantrag, wie?"

Die Rechnungsrätin zupfte an ihrem schwarzseidenen Schürzchen und machte ein sehr vergnügtes Gesicht.

„Ich würde mich von ganzem Herzen freuen, wenn es so wäre. Der Doktor ist aus bester Familie, Herr Greaves; er hat bereits eine große Praxis und er ist ein so hübscher, liebenswürdiger junger Mann —"

Herr Lincoln Greaves unterbrach sie mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Halten Sie es denn für möglich, daß Edith einen solchen Antrag angenommen haben könnte?"

„O, warum sollte sie ihn zurückweisen? Der Doktor hat ihr im verflossenen Herbst ja geradezu

das Leben gerettet, als sie sich am Bette des Pförtnerkindes den bösen Krankheitsanfall geholt hatte. Sie hat seitdem immer nur sehr freundlich und anerkennend von ihm gesprochen. Und außerdem — eine junge Dame, die kein eigenes Vermögen hat — —"

„Nun, wir werden ja sehen!" schnitt er ihr kurz die Weiterrede ab. „Sie ist in ihrem Zimmer?"

„Jawohl! Klopfen Sie nur ohne weiteres an die Thür!"

Er folgte der erhaltenen Weisung, und eine schöne, volltönende Frauenstimme ließ von drinnen die Aufforderung zum Eintritt ergehen. Die junge Dame saß vor ihrem Schreibtisch und ein anmutiges Lächeln ging über ihr Gesicht, da sie den Besucher erkannte. Rasch stand sie auf und reichte ihm zum Gruße die Hand.

„Sie haben sich diesmal nicht angemeldet; aber es ist hübsch, daß Sie mich überraschen. Seit einer ganzen Woche hatte ich nichts von Ihnen gehört."

Es war ein Klang aufrichtiger Freude in ihrer Stimme und ein feines, durchsichtiges Rot hatte sich über die zarten Wangen gebreitet. Herrn Lincoln Greaves hageres, gelbes Gesicht aber,

das eben noch einen so verdrießlichen, ja beinahe finsteren Ausdruck zur Schau getragen, war seit dem Moment seines Eintritts auf eine höchst merkwürdige und überraschende Weise verwandelt. Das Lächeln freundlichen Wohlwollens stand den harten Zügen seltsam genug an, und jeder, der sein gewöhnliches Aussehen kannte, würde es wahrscheinlich für eine Maske gehalten haben, wenn nicht auch in den sonst so kalten Augen ein Schimmer von Zärtlichkeit und Herzenswärme gewesen wäre, der unmöglich ein erkünstelter gewesen sein konnte.

„Ich hatte mancherlei Abhaltung, meine liebe Edith," sagte er, sich trotz ihrer deutschen Anrede der englischen Sprache bedienend, „und es ist hier inzwischen doch wohl nichts vorgefallen, das Ihnen meine Anwesenheit besonders wünschenswert gemacht hätte?"

Bei aller Freundlichkeit war doch etwas beinahe ängstlich Forschendes in seiner letzten Frage; das junge Mädchen aber schüttelte in voller Unbefangenheit den Kopf.

„Nein! — Es freut mich indessen, daß Sie gerade jetzt gekommen sind, denn ich habe Ihnen eine Beichte abzulegen. Wahrscheinlich werden

Sie sehr zufrieden mit mir sein, wenn Sie sie gehört haben."

Lincoln Greaves räusperte sich und seine innere Unruhe trat immer deutlicher zu Tage.

„Das glaube ich Ihnen nicht, Edith," erwiderte er in etwas gezwungenem, scherzendem Tone. „Sie werden ja sicherlich nichts Bedeutsames oder Folgenschweres gethan haben, ohne Ihren ältesten und besten Freund vorher um seinen Rat anzugehen."

Ein Schatten nachdenklichen Ernstes legte sich über ihr hübsches Gesicht.

„Es giebt doch wohl gewisse Dinge, lieber Herr Greaves, in bezug auf die uns kein anderer beraten kann als das eigene Herz. Und es ist recht schlimm, daß gerade dies oft eine so widerspruchsvolle und schwer verständliche Sprache führt. Weiß ich doch in diesem Augenblick selber nicht, ob ich den Regungen meines Herzens vor einer Stunde die rechte Deutung gegeben habe!"

„Sie sprechen in Rätseln und machen mich über Gebühr neugierig. Um was hätten Sie denn vor einer Stunde Ihr Herz so ernsthaft befragen müssen?"

„Man hat mir einen Heiratsantrag gemacht — einen aufrichtigen und wohlgemeinten Antrag,

durch den ich mich um des Mannes willen, von dem er ausging, nur geehrt fühlen konnte."

„Und Sie? Sie haben ihn abgelehnt — nicht wahr?"

„Weshalb vermuten Sie das? Hatte ich nicht hundertmal mehr Veranlassung, ihn anzunehmen? Sie erraten den Namen des Bewerbers?"

„Ich hörte von der Rechnungsrätin, daß der Doktor Blüthner bei Ihnen gewesen sei — und andere Herrenbekanntschaften haben Sie doch wohl nicht als diese?"

„Sie sind auf der rechten Spur. Und Sie wissen also auch, daß jener Antrag mindestens eine sehr ernsthafte Erwägung verdiente. Vor einigen Monaten waren Sie ja selbst voll Anerkennung für die Pflichttreue und die aufopfernde Hingabe des Doktors Blüthner an seinen schweren Beruf."

„Gewiß — er hat damals rechtschaffen seine Schuldigkeit gethan; aber damit ist doch wahrhaftig noch nicht gesagt, daß er auch der rechte Mann für Sie wäre! Wenn Sie sich etwa einreden, daß es Liebe sei, was Sie für ihn empfinden —"

„Das ist es ja eben, was ich mir leider nicht einzureden vermag," unterbrach Sie ihn ruhig.

„Ich wiederhole mir immer wieder, daß er meine Liebe im vollsten Maße verdient und daß ich mich glücklich schätzen müßte, von ihm begehrt zu werden, und doch — doch will mir mein widerspenstiges Herz die freudig zustimmende Antwort auf jene bedeutsame Frage hartnäckig schuldig bleiben.“

„Und damit wäre die Sache, wie ich denke, endlich erledigt,“ meinte Greaves in sichtlicher Erleichterung. „Es wäre ja heller Wahnsinn, wenn Sie daran denken wollten, einen Mann zu heiraten, den Sie nicht einmal lieben.“

Verwundert blickte Edith zu ihm auf.

„So schelten Sie mich nicht, daß ich Blüthners Bewerbung zurückgewiesen habe?“

„Im Gegenteil, ich würde Ihnen zum ersten Mal den Krieg erklärt haben, wenn Sie sie angenommen hätten. Wie konnten Sie da überhaupt auch nur eine Minute lang im Zweifel sein! Ein unbedeutender, unbekannter Arzt — der sich mühselig aus kleinen Honoraren sein bescheidenes Einkommen zusammenscharrt — welch eine Vorstellung!“

Ein reizendes, schelmisches Lächeln erhellte ihr ernstes Gesichtchen.

„So raten Sie mir also, auf einen Prinzen zu warten oder auf den Sohn eines Nabobs aus

dem Märchenlande? Und bis dahin wollen Sie sich geduldig mit der Sorge um mich belasten, wie Sie es bisher gethan haben? Nein, mein lieber Herr Greaves, viel zu lange schon habe ich Ihre Wohlthaten genossen und es wird nachgerade Zeit, daß wir diesem auch für mich bedrückenden Zustande ein Ende zu machen suchen."

Sie hatte sehr liebenswürdig und mit einem kleinen Anfluge von Scherz gesprochen, aber es konnte doch kein Zweifel obwalten, daß ihre Worte ganz aufrichtig gemeint waren.

Lincoln Greaves, der überhaupt diesem anmutigen, jungen Mädchen gegenüber sehr wenig von jener kalten, unerschütterlich gleichmäßigen Ruhe zu besitzen schien, die sein Benehmen sonst auszeichnete, ging mit großer Lebhaftigkeit auf den Gegenstand ein.

„Ich meine doch, diese Frage wäre zwischen uns ein für alle Mal abgethan. Was Sie für Ihren Lebensunterhalt brauchen, ist ja wahrhaftig nicht der Rede wert."

„Aber Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie nicht reich seien. Ich kann mich der peinlichen Empfindung nicht erwehren, daß Sie sich Opfer

auferlegen, nur damit ich in Nichtsthun und Wohlleben meine Tage hinbringen kann."

„Sie beunruhigen sich da wirklich ganz ohne Not! Mein Wort darauf, daß ich mir um Ihretwillen nicht das Geringste an meinem Behagen und an meiner Bequemlichkeit abgehen lasse."

„Und wenn es auch so wäre — mein Ehrgefühl gebietet mir, fortan selbst für meine Existenz zu sorgen. Seitdem Sie mich aus den schrecklichen Verhältnissen erlösten, in die ich durch die Krankheit und den Tod meiner armen Mutter geraten war, sind Sie nicht müde geworden, mich mit Ihrer Fürsorge und Ihren Wohlthaten zu umgeben. Obwohl ich Ihnen eine völlig Fremde war, haben Sie für meine Erziehung und Ausbildung gesorgt, wie es nur ein Vater hätte thun können. Ihrer Güte allein verdanke ich es, daß ich genug gelernt habe, um mich ohne große Mühe auf eigenen Füßen durch die Welt zu bringen, und ich werde darum noch immer Ihre Schuldnerin bleiben, auch wenn ich Ihrer Großmut künftig nichts mehr verdanken möchte."

„Aber das ist ja alles Unsinn! War es etwa dieser verwünschte Heiratsantrag, der Sie auf so thörichte Gedanken gebracht hat?"

„Kann Sie das wundern? Es war in meine Hand gegeben, Sie von einer großen Last zu befreien, indem ich Doktor Blüthners Werbung annahm — und ich habe es nicht gethan, ohne daß eigentlich ein vernünftiger Grund für meine Weigerung vorhanden gewesen wäre. Das hat mich nachdenklich und unzufrieden mit mir selbst gemacht, hat mir eindringlicher als bisher zum Bewußtsein gebracht, wieviel ich Ihnen bereits schulde und wie wenig Aussicht ich habe, jemals auch nur einen kleinen Teil dieser Schuld zurückzuerstatten."

„Und wenn Sie nun da in einem großen Irrtum wären, mein stolzes Fräulein? Wenn ich nun mit meinen vermeintlichen Wohlthaten der selbstsüchtigste und eigennützigste Kerl unter der Sonne wäre? Nun, nun, Sie brauchen mich nicht so erschreckt anzusehen, etwa als ob ich mich plötzlich selber in der Eigenschaft eines Freiers vorstellen wollte. Davor sind Sie allerdings gesichert; aber ich rede nichtsdestoweniger ganz im Ernst. Ich vermute, daß Sie eines Tages Gebieterin über ein fürstliches Vermögen sein werden, und an jenem Tage sollen Sie mir den Beweis erbringen, daß Sie es ehrlich meinen mit Ihrer Dankbarkeit;

denn da werde ich vielleicht mehr von Ihnen fordern, als Sie jetzt ahnen können. Wollten Sie sich ernstlich weigern, mich bis dahin noch für Sie sorgen zu lassen, so würde ich nur annehmen können, daß Sie sich Ihren Verpflichtungen gegen mich nach und nach zu entziehen wünschen."

„Wieviel Anlage Sie doch zu einem Schauspieler haben, lieber Herr Greaves! Aber ich bin nicht mehr so weltfremd und unerfahren, um an solche Märchen zu glauben, selbst wenn sie aus Ihrem Munde kommen. Nur auf dem Theater fallen armen Waisen zuweilen derartige fabelhafte Reichtümer zu."

„Sind Sie denn aber so gewiß, wirklich eine arme Waise zu sein? Es giebt bis zur Stunde keinen dokumentarischen Beleg dafür, daß Ihr Vater bereits aus dem Leben geschieden ist. Wer weiß, ob wir ihn nicht eines Tages im Besitz von Millionen wiederfinden."

In Ediths lieblichem Gesicht zeigten sich plötzlich zwei herbe Linien, und ihre Stimme klang überraschend hart und feindselig, da sie erwiderte:

„Ich hoffe, daß mir dies Wiederfinden erspart bleiben werde, denn es sind wahrlich sehr wenig kindliche Empfindungen, die das Andenken meines

Vaters in mir erwecken. Er, der Weib und Kind herzlos in das furchtbarste Elend stieß, hat keinen Anspruch mehr auf meine Liebe."

„Gewiß nicht! — Und ich wäre der Letzte, etwas wie Liebe für diesen Pflichtvergessenen und Nichtswürdigen von Ihnen zu verlangen. Aber das würde Sie doch noch immer nicht zu hindern brauchen, den Ihnen gebührenden Teil seiner Reichtümer in Anspruch zu nehmen — vorausgesetzt natürlich, daß es ihm inzwischen gelungen ist, welche zu erwerben."

„Und wenn es gälte, mich damit vor dem Hungertode zu retten, Herr Greaves — nicht einen Pfennig würde ich jemals annehmen, der aus dieser Quelle stammt. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen — ich bitte Sie darum! Es giebt nichts in der Welt, das mich so traurig stimmt und so häßliche Regungen in meiner Seele wachruft, als die Erwähnung meines verschollenen Vaters."

Lincoln Greaves schüttelte den Kopf.

„Sie sind ein seltsames Mädchen, Edith, und das Seltsamste ist, daß man Ihnen zu Willen sein muß, auch wenn man Ihnen von rechtswegen mit allem Nachdruck widersprechen sollte."

„Nun, wenn es so ist, werden Sie sich also auch nicht länger sträuben, mich künftig selbst für meinen Unterhalt arbeiten zu lassen. Ihren Schutz und Ihre väterliche Freundschaft werde ich alle Zeit dankbar annehmen, Ihre Wohlthaten aber nur noch im Fall der Not."

„Wenn das Ihr unumstößlicher Entschluß ist — welches Mittel besäße ich dann noch, Ihren Eigensinn zu brechen! Aber als Ihr ehemaliger Vormund — denn leider sind Sie ja seit anderthalb Jahren meinem Regiment entwachsen — hoffe ich wenigstens von allem unterrichtet zu werden, was Sie beginnen. Haben Sie sich etwa schon einen bestimmten Plan gemacht?"

„Man hat mir oft gesagt, daß ich ein gewisses Talent zum Malen habe, und Sie haben mir manchen teuer bezahlten Lehrer gehalten. Vielleicht ließe sichs damit versuchen! Es ist ja so viel Nachfrage nach bemalten Fächern und dergleichen Kleinigkeiten —"

„Gewiß — gewiß!" nickte Lincoln Greaves mit einer bei seinem bisherigen Widerstreben etwas verdächtigen Eilfertigkeit der Zustimmung. Und es trifft sich gut, daß ich zufällig mit dem Inhaber eines derartigen Geschäftes befreundet bin.

Ich hoffe bestimmt, Ihnen da einige lohnende Aufträge verschaffen zu können. Sie werden doch wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß alles Geschäftliche, auf das Sie sich wahrscheinlich schlecht genug verstehen, durch meine Hände geht?"

„Sie beschämen mich immer aufs neue durch Ihre fürsorgliche Güte! — Aber ich nehme Ihr Anerbieten gern an, denn vor diesen ersten Schritten hatte ich — offen gestanden — ein klein wenig Furcht. Und was die Wohnungsänderung anbetrifft —"

„Wie? An eine Wohnungsänderung haben Sie auch gedacht? Wollen Sie etwa in eine Dachkammer übersiedeln, nur um sich ganz als arme Waise zu fühlen?"

„Ich hoffe, dessen wird es nicht bedürfen," sagte Edith lächelnd. „Aber eine Kostgängerin unserer vortrefflichen Rechnungsrätin darf ich freilich nicht bleiben, wenn es mir ernst ist mit meinen Vorsätzen. Ich weiß nicht, wie gut oder wie schlecht man eine Fächermalerin bezahlt; aber daß ihre Einkünfte nicht ausreichen werden, um den Preis für zwei reich möblierte Zimmer und eine auserlesene Verpflegung zu bezahlen, sagt mir die gesunde Vernunft. Ich werde also der Rätin

noch heute das bisherige Pensionsverhältnis aufkündigen und nach einem anderen bescheideneren Unterkommen Umschau halten."

„Es ist der tollste Eigensinn, den man je erlebt hat — aber Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur muß ich Sie bitten, mich auch hier den Vermittler machen zu lassen. Sie könnten bei Ihrer Unkenntnis des Lebens da sehr leicht in eine schlimme Umgebung geraten. In zwei oder drei Tagen werde ich Ihnen meine Vorschläge unterbreiten. Und Sie versprechen mir, daß Sie das Ergebnis meiner Schritte abwarten, daß Sie nichts ohne voraufgegangene Besprechung mit mir unternehmen werden — nicht wahr?"

„Ich verspreche es Ihnen! Volles und rückhaltsloses Vertrauen ist ja die einzige Vergeltung, die ich Ihnen zu gewähren vermag."

„Damit wären wir also fertig! Und nun habe ich noch eine Neuigkeit, welche Sie vielleicht interessieren wird. Sie erzählten mir vor acht oder zehn Tagen von einem jungen Philologen, den Sie auf sehr rührende und poetische Weise in der Mansardenstube einer sterbenden Nähmamsell kennen gelernt. Die Geschichte hat mich interessiert, und es ist mir die Laune gekommen,

in dem Leben dieses braven Jünglings ein wenig Vorsehung zu spielen."

Unter Ediths zarter Haut war eine Blutwelle rasch bis in die Stirn hinaufgeflutet; aber sie hatte sich rasch abgewendet und so mochte ihre eigentümliche Bewegung selbst dem durchdringenden Blick des Herrn Lincoln Greaves entgangen sein.

„So haben Sie statt eines Schützlings jetzt deren zwei?" fragte sie mit einem Versuch zu scherzen und doch mit merklicher Unsicherheit in der Stimme. „Darf ich erfahren, was Sie mit dem jungen Manne angefangen haben?"

„Ich habe ihn bestimmt, seinen Beruf aufzugeben und sich einer aussichtsreicheren Laufbahn zuzuwenden."

Hastig kehrte sie ihr Gesicht dem Sprechenden wieder zu.

„Wie? — Und dazu hätte er sich wirklich bewegen lassen? „Ja — was für eine Laufbahn vermochten Sie ihm denn zu eröffnen?"

„Ich habe ihn als Privatsekretär bei einem steinreichen Bekannten untergebracht, der zwar ein großkaufmännisches Genie, aber nebenher ein vollständig ungebildeter Emporkömmling ist und der seine Korrespondenzen wohl oder übel durch andere

führen lassen muß. Wenn unser junger Freund sich nur einigermaßen auf seinen Vorteil versteht, wird er es auf diesem Wege schneller als auf jedem anderen zu Reichtum und Ansehen bringen. — Aber es hat ja beinahe den Anschein, als ob Sie gar nicht mit mir zufrieden wären."

Was sich in Ediths Mienen ausprägte, war in der That viel eher Betrübnis als Freude.

„Sie haben gewiß in der allerbesten Absicht gehandelt, lieber Herr Greaves, aber ich befürchte in Wahrheit, daß Sie ihm keinen guten Dienst geleistet haben. — Und es macht mich fast traurig, zu denken, daß er sich Ihrem Vorschlag so rasch gefügt, für die Aussicht auf bequemeren Gewinn so leicht seine Ideale zu opfern vermocht hat."

„Nun, ganz ohne Kampf ist es dabei in seiner Seele wohl nicht abgegangen. Er hauste da oben unter dem Dache nämlich mit seinem Bruder zusammen, mit einem aufgeweckten, hoffnungsvollen Jungen, der aber leider eine bedenkliche Anlage zur Schwindsucht zu haben scheint. Die Zuversicht, mit seinem größeren Einkommen besser für die Gesundheit des Bruders sorgen zu können, ist, wie ich vermute, das eigentlich Ausschlaggebende für ihn gewesen."

„Aus Edelmut und brüderlicher Liebe also hat er sich entschlossen?“ rief Edith, und in ihren Augen leuchtete es wie helle Freude. „Das entspricht freilich besser dem Bilde, welches ich aus den Erzählungen des armen Fräuleins Scheibel und aus jener kurzen Begegnung von ihm gewonnen! Und Sie werden ihn nun im Auge behalten, nicht wahr? Damit, daß Sie Vorsehung zu spielen versuchten in seinem Leben, haben Sie ja auch eine ernste Verantwortung für sein weiteres Schicksal übernommen. Sie müssen sich bereit halten, ihm die rettende Hand zu reichen, wenn dieser neue Lebensweg ihn zum Verderben statt zum Glück zu führen droht. — Sie dürfen nicht zugeben, daß er sich für seinen Bruder ganz zum Opfer bringt.“

„Er würde ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit schon um der Teilnahme willen bleiben, die Sie für ihn empfinden. Aber ich habe auch noch andere Dinge mit ihm vor. Hält er sich in der Versuchung so, wie ich es von ihm erwarte, so wird er, wie ich denke, keine Ursache haben, den Zufall zu beklagen, der mich seine Bekanntschaft machen ließ. Vorläufig ist ja die Hauptsache, daß der Bruder in einem gesund gelegenen Vororte

untergebracht ist und für ein halbes Jahr aus der Schule bleiben kann. Auch damit, daß dies ermöglicht wurde, glaube ich bereits ein verdienstliches Werk gethan zu haben."

Er zog seine Uhr und stand dann hastig auf.

„Ich habe mich verplaudert, denn meine Tagesordnung ist bereits um eine volle Viertelstunde verrückt. Ich werde alle meine Aufträge gut im Gedächtnis behalten und mich ihrer gewissenhaft entledigen. Aber ich habe dafür Ihr Versprechen, daß Sie nichts hinter meinem Rücken und ohne mein Wissen unternehmen werden — wie?"

„Ich verspreche es Ihnen unbedingt!" sagte Edith, ihm frei und unbefangen in die scharfen, grauen Augen blickend.

„Und der heiratslustige Doktor? — Er ist hoffentlich ein für allemal abgethan?"

„Er wird nicht wiederkommen. Meine Abweisung, wie freundlich ich sie auch zu fassen suchte, hat ihn ersichtlich tief gekränkt."

„Er wird es überwinden! — An dergleichen geht man glücklicherweise nicht zu Grunde. Auf Wiedersehen also in zwei oder drei Tagen!"

Sie begleitete ihn bis zur Thür und nickte ihm, als er bereits auf der Schwelle stand, noch einmal einen

lächelnden Abschiedsgruß zu. Herr Lincoln Greaves aber setzte, sobald die Thür hinter ihm zugefallen war, wieder seine vorige ernste Miene auf und murmelte, während er die Treppe hinabstieg:

„Diese verwünschten Heiratsgeschichten! — Wenn nun statt dieses Doktors einer gekommen wäre, der ihr gefiel? — Wahrhaftig, es wird Zeit, daß wir an das Ende denken, mein guter Bill!“

6.

In dem prächtigen Musiksalon des Herrn William Forester stand der blonde Baron v. Trauenstein in sichtlich verlegener Haltung vor der zierlichen Tochter des Hausherrn. Er hatte eine mit rotseidenem Bändchen umwundene Notenrolle in der Hand, und Fräulein Mauds Blicke waren während ihrer bisherigen, ziemlich nichtssagenden Unterhaltung schon wiederholt mit unverkennbarer Neugier zu diesem Gegenstande hinabgeglitten. Da faßte sich der Baron, als er einen dieser Blicke auffing, ein Herz und sagte, den hübschen Kopf entschlossen erhebend:

„Ich habe heute eine Gelegenheit gesucht, Sie allein zu sprechen, Fräulein Forester, weil ich eine große Bitte auf dem Herzen habe."

„Eine Bitte, die Sie mir nur unter vier Augen vortragen können?" fragte die junge Amerikanerin mit jenem kühlen, leicht spöttischen Klange, der ihrer Stimme fast immer eigentümlich

war. „Und Sie haben bis jetzt gezögert, sie auszusprechen, obwohl wir schon seit einer Viertelstunde mit einander plaudern."

„Es fehlte mir der Mut dazu — aber einmal muß es ja doch heraus, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen. Ich bin unter die ausübenden Künstler, und zwar mit einer großen That zugleich unter die Dichter und Komponisten gegangen. Finden Sie das nicht sehr komisch, Fräulein Forester?"

Maud aber, die sonst allezeit spottbereite, machte ein ganz ernsthaftes Gesicht.

„Komisch wäre das doch wohl erst dann, wenn Sie nur etwas Unreifes und Lächerliches hervorzubringen vermocht hätten. Vorläufig scheint mir mehr Anlaß vorhanden, Sie zu beglückwünschen, als Sie auszulachen."

„Wirklich?" fragte er hocherfreut, „Sie nehmen mein Streben also doch für mehr als eine müßige Spielerei?"

„Ja, nehmen Sie selbst es denn für eine solche, daß Sie auf derartige Vermutungen kommen, Herr Baron?"

„Ach, ich weiß ja niemals so recht, wie ich mit mir daran bin. Wenn man seine kleinen Ver-

suche selbst von den besten Freunden immer nur als dilettanische Nichtigkeiten betrachtet und bespöttelt sieht, muß man schließlich wohl mutlos werden und an seinem Können verzweifeln."

„Das sind Ihre besten Freunde nicht, Herr von Trauenstein, die so mit Ihnen verfahren. — Aber Sie sprachen von einer Bitte, und ich habe noch immer nichts gehört, das einer solchen ähnlich sähe."

„O, jetzt habe ich Mut genug, sie auszusprechen. Das kleine Lied, das ich da gedichtet und in Musik gesetzt habe, ist die erste Leistung, mit der ich selbst zufrieden bin, und darum wage ich, es Ihnen als eine bescheidene Huldigung darzubringen. Ihnen allein soll es gehören, wenn Sie es nicht verschmähen wollen, die winzige Gabe aus meinen Händen entgegenzunehmen." Es war viel treuherzige Wärme in seinen Worten gewesen. Mit einer raschen Bewegung streifte er das rotseidene Bändchen von der Notenrolle ab und reichte sie Maud mit einer tiefen Verbeugung dar.

„Ich danke Ihnen, Herr von Trauenstein!" sagte sie. „Mir also soll das Lied gewidmet sein, wenn ich Sie recht verstehe?"

„Sofern es Ihnen dessen würdig erscheint —

ja! Ich gebe Ihnen damit nur zurück, was ich Ihnen allein verdanke!"

Maud hatte sich an den Flügel gesetzt und das geschriebene Notenheft aufgeschlagen. „Liebeswerben" stand in großen Buchstaben auf dem Titelblatte, und die Wangen der jungen Amerikanerin färbten sich für einen Moment etwas dunkler, als sie diesen Titel las. Ohne zu singen, spielte sie die einfache Melodie des Liedes durch; aber es war ihren glänzenden Augen anzusehen, wie aufmerksam sie zugleich die Verse der Dichtung verfolgten. Als sie zu Ende war, stand sie auf und reichte dem Manne ihre Hand.

„Noch einmal: ich danke Ihnen! — Sie haben mir eine große Freude bereitet! Von Herzen gern erkläre ich mich damit einverstanden, daß Ihr erstes Werk meinen Namen trägt."

„Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich Sie mich machen, wenn Sie wüßten, wie ich mich vor diesem Augenblick gefürchtet habe —"

„Gefürchtet?"

„Ja! — Davor, daß Sie mich auslachen, mich verspotten würden. Wie konnte ich hoffen, daß mein unbedeutendes Erstlingswerk Gnade finden würde vor Ihren Augen, nachdem selbst Heine

und Schumann Ihr Wohlgefallen nicht hatten gewinnen können!"

Sie sah lächelnd zu ihm auf, und diesmal war nichts als liebenswürdige Anmut in ihrem Gesicht.

„Wenn es so steht, muß ich Ihnen wohl ein Bekenntnis ablegen, Herr Baron! Sie haben es also als eine Kränkung empfunden, daß ich mich zuweilen über Ihre Begeisterung für dies oder jenes lustig machte! — Aber es war ein Irrtum, wenn Sie glaubten, daß ich damit eine Verurteilung oder Geringschätzung der unsterblichen Werke ausdrücken wollte, denen Sie so schwärmerische Verehrung entgegenbrachten. Es verdroß mich eben nur, zu sehen, wie ein schaffenskräftiger Mann sich in der Blüte seines Lebens an gefühlsseliger Bewunderung genügen ließ, wo er voll schöpferischer Arbeitsfreude hätte nachstreben sollen. Ich wollte Sie durch meine Spöttereien dahin bringen, dieser unfruchtbaren Verzettelung Ihrer besten Empfindungen und Ihrer schönsten Daseinsjahre auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen — wollte Sie zwingen, endlich etwas besseres zu werden, als ein vielseitiger Dilettant und ein unterhaltender Gesellschafter. Jetzt, wo

ich glaube, daß Sie auf dem rechten Wege dazu sind, darf ich ja das Geheimnis einer Kriegslist preisgeben, deren es nicht weiter bedarf."

„So viel aufrichtige Teilnahme also hätten Sie für mich und meine Zukunft gehabt, Fräulein Maud?" rief er, und das Entzücken leuchtete hell auf in seinem Gesicht. „O, wie manche schmerzliche Stunde hätte ich mir ersparen können, wenn ich Ihre Absicht früher zu verstehen vermocht hätte! Seit vielen Monaten liegen die Entwürfe zu einem Schauspiel und zu einer großen Oper in meinem Schreibtisch; ich hatte nur immer nicht den rechten Mut, mich ernstlich an die Arbeit zu machen. Jetzt aber — jetzt fühle ich die Kräfte eines Titanen in mir, und ich bin überzeugt, daß ich alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwinden werde. Natürlich gehe ich zuerst an die Oper. Sie wird „Ingeborg" heißen und den Stoff der Frithjofsage in freier Umgestaltung behandeln. Das Szenarium habe ich schon fertig im Kopfe. Was die Musik anbetrifft, so werde ich dem Vorbilde Wagners folgen. Leitmotive und unendliche Melodie! Ah, ich wollte, daß ich noch in dieser Stunde mit dem Schaffen beginnen könnte!"

Seine Worte überstürzten sich fast; er wußte

dem Jubel, der ihn erfüllte, sicherlich gar nicht laut und stürmisch genug Ausdruck zu geben.

„Lassen Sie diesen schönen Eifer nun aber auch in Wahrheit mehr als ein Strohfeuer sein," mahnte Maud freundlich, „und versäumen Sie nicht, mich von den Fortschritten Ihrer Arbeit zu unterrichten."

„Ich werde mich wie ein Einsiedler von aller Welt abschließen, bis das Werk vollendet ist. All mein Denken und Trachten soll nur auf dies einzige Ziel gerichtet sein."

„Und wenn es glücklich erreicht ist, sollen Sie aus meinen Händen den ersten Lorbeer empfangen."

„Nur den Lorbeer, Fräulein Maud?" fragte er zögernd. „Haben Sie die Worte jenes Liedes da gelesen — jenes Liedes, das für Sie allein gedichtet worden ist?"

Sie hatte das Köpfchen gesenkt und Trauenstein meinte wahrzunehmen, daß ein leichtes Erbeben ihre schlanke Gestalt durchzitterte. Aber in der nächsten Sekunde schon waren ihre glänzenden Augen wieder voll und unbefangen zu ihm aufgeschlagen.

„Wenn Ihre Verse eine Frage enthielten,

Herr Baron, so haben Sie nun ja auch meine Antwort darauf erhalten.“

Er verstand sie erst nicht sogleich, denn eine gewisse Bestürzung malte sich in seinen Zügen; aber ihr Blick und ihr Lächeln halfen ihm großmütig, den etwas dunklen Sinn ihrer Worte zu enträtseln.

„Darf ich mir diese Erklärung nach meinem Sinne deuten, Fräulein Maud?“ fragte er, sich tief zu ihr herabneigend. „Darf ich hoffen, daß ich mit dem Lorbeer zugleich auch die Hand besitzen soll, die ihn mir bietet?“

„Guten Morgen, meine Herrschaften! Ich störe doch nicht?“

Eine trockene, etwas sarkastisch gefärbte Männerstimme hatte es von der Thür des Zimmers her gerufen und die beiden jungen Leute, die sich mit brennenden Wangen nach dem Störenfried umwandten, erblickten die lange Gestalt des Herrn Lincoln Greaves, der jetzt gemächlich tiefer in das Gemach hereintrat.

„Eingedenk der schönen Mahnung des Dichters: Wo man singt oder musiziert, da laß dich ruhig nieder! folgte ich dem lockenden Klang der Töne,“ plauderte er weiter, ohne die offenbare Verlegenheit

der Ueberraschten zu beachten, „und ich hoffe, teuerste Maud, daß meine Anwesenheit Sie nicht hindern wird, das begonnene Konzert fortzusetzen.“

Er nickte dem Baron zu, der seinen Gruß mit etwas sauersüßer Miene erwiderte und streckte Maud die hagere Rechte entgegen. Aber die junge Dame that, als ob sie diese Bewegung nicht wahrgenommen hätte und machte sich mit den Noten zu schaffen, die auf dem Flügel lagen.

„Ich gebe keine Konzerte,“ sagte sie in einem keineswegs freundlichen Ton, „und ich bitte Sie wegen der Nachlässigkeit unserer Dienstboten um Entschuldigung, von denen augenscheinlich niemand zur Hand gewesen ist, um Sie bei meinem Papa anzumelden.“

Lincoln Greaves schien die deutliche Anspielung in den letzten Worten nicht zu verstehen. Er setzte sich behaglich nieder und meinte gelassen:

„Ihr wohldressierter Bedienter hat nicht den geringsten Vorwurf verdient, liebe Maud! Er weiß ja, daß es für einen so alten Freund des Hauses keiner Anmeldung bedarf. Aber Sie sollten mich um ein kleines, musikalisches Almosen nicht lange vergebens bitten lassen! Kommen Sie mir doch ein wenig zu Hilfe, Herrn Baron!“

Trauenstein, der in stillem Ingrimm an der Unterlippe genagt hatte, mochte wohl die Hoffnung aufgeben, den unbequemen Störenfried weichen zu sehen; denn er griff mit einer ziemlich ungeduldigen Bewegung nach seinem Hute.

„Ich war bei Ihrem Eintritt bereits im Begriff, mich zu verabschieden,“ sagte er. „Auf Wiedersehen also, mein gnädiges Fräulein, und seien Sie noch einmal versichert, daß ich des Auftrages eingedenk bleiben werde, den ich von Ihnen erhalten!“

Sie neigte das Haupt und der verheißungsvolle Blick, mit welchem sie ihn entließ, mußte ihm die Antwort ersetzen, welche sie ihm vorhin auf seine bedeutsame Frage schuldig geblieben war. Gegen Herrn Lincoln Greaves hatte der Baron sich nur sehr steif verbeugt; aber sein stiller Aerger über den lästigen Eindringling würde sicherlich ein noch viel größerer gewesen sein, wenn er hätte sehen können, wie eilig dieser es nach seinem Weggange hatte, sich ebenfalls zu empfehlen. Mit einer etwas spöttisch klingenden Artigkeit gegen Maud stand er auf und verließ, ohne auf seine vorige Bitte zurückzukommen, den Musiksalon. Er war mit den Einrichtungen des

vornehmen Hauses augenscheinlich sehr wohl vertraut, denn er fand ohne Mühe das nach dem Garten hinaus gelegene Arbeitszimmer des Herrn William Forester und er klopfte auch hier, ohne die Vermittelung des Dieners in Anspruch zu nehmen, kurz und energisch an die hohe Flügelthür.

Das „come in!“ welches ihm antwortete, war dem Ton nach zwar nicht ermutigender, als vorhin seine Begrüßung durch Fräulein Maud, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, der Aufforderung zu folgen.

Das Kabinett des Hausherrn, welches er betrat, war ein großer, dreifenstriger Raum. Seine Ausstattung entsprach durchaus der in den übrigen Teilen des Hauses herrschenden verschwenderischen Pracht. Schreibtisch und Bücherschränke waren Meisterwerke des Kunstgewerbes, erlesene Gemälde schmückten die Wände und auf dem Ruhebett sowohl als hier und da auf dem riesigen Smyrnateppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, lagen die Felle prächtiger Königstiger und gewaltiger Polarbären mit den natürlichen, aus stieren Glasaugen glotzenden Köpfen.

Sonst fiel von besonders bemerkenswerten Dingen nur eine reichhaltige Sammlung indianischer

Waffen und Schmuckgegenstände auf, die an einer Wand als Trophäe um einen Büffelkopf von seltener Größe gruppiert waren.

William Forester saß vor einem Stoß eben eröffneter Briefe an seinem Schreibtische inmitten des Zimmers und war augenscheinlich eben im Begriff gewesen, dem neben ihm stehenden Hellborn einige Anweisungen zu erteilen.

Jetzt schob er verdrießlich die Skripturen zusammen und erhob sich schwerfällig von seinem Schreibsessel, um dem Besucher die Hand zum Gruße zu reichen.

„Guten Morgen, Forester!“ sagte Lincoln Greaves nachlässig, indem er sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, zu halb liegender Stellung auf das Ruhebett warf. „Seien Sie doch so freundlich, mir eine Zigarre zu geben. Ich habe wieder einmal mein Etui im Hotel vergessen. Ah, guten Tag, mein werter Herr Hellborn! Ich freue mich aufrichtig, Sie hier zu sehen. Hoffentlich finden Sie die Sache erträglich und bereuen noch nicht, meinem Rate gefolgt zu sein — wie?“

„Ich fühle mich Ihnen zu lebhaftem Dank verpflichtet,“ erwiderte der Privatsekretär, einer bestimmten Antwort verlegen ausweichend. „Sie

selbst wissen die Veränderung in meinen äußeren Verhältnissen ja ohne meine Versicherungen zu beurteilen."

Herr Greaves hatte sich gemächlich die von Forester dargereichte Zigarre angezündet, und während er die ersten duftenden Rauchwölkchen von sich blies, verzog er die Nase, wie wenn er mit Geschmack und Aroma des edlen Krautes nicht sonderlich zufrieden wäre.

„Nun ja," meinte er, sich wieder gegen Hellborn wendend, mit leiser Ironie, „aber ich weiß ja auch, daß Sie für Ihre Person auf diese Veränderung sehr wenig Wert legen. Wir werden uns gelegentlich einmal unter vier Augen über den Gegenstand unterhalten. Für jetzt bin ich der Meinung, daß Sie gut thun würden, sich eine kleine Ruhepause zu gönnen, mein werter Herr! Vielleicht hat Fräulein Maud eine Verwendung für Sie! Mein Freund Forester wird nichts dagegen einzuwenden haben, daß Sie sich bei ihr danach erkundigen."

Rudolf warf einen fragenden Blick auf den Hausherrn, und da er das Achselzucken desselben wie sein undeutliches Gemurmel unter den obwaltenden Umständen nur für eine Zustimmung

zu seiner von Greaves gewünschten Entlassung nehmen konnte, legte er schweigend seine Papiere zusammen und verließ das Zimmer.

Ein paar Minuten lang wurde zwischen den Zurückgebliebenen kein Wort gesprochen. Lincoln Greaves hüllte sich in mächtige Rauchwolken und Forester kramte nervös unter den Briefschaften auf seinem Schreibtisch. Endlich aber mußte er des Wartens auf eine Anrede des anderen müde geworden sein, denn in einem keineswegs verbindlichen Ton brach er plötzlich los:

„Das geht zu weit, Greaves — wahrhaftig, ich muß Sie bitten, etwas mehr Rücksicht auf mich zu nehmen. — Sie erteilen hier Ihre Anordnungen, als wenn Sie der Herr im Hause wären! Sie setzen mich in der Achtung meiner Leute herab. Was soll denn dieser junge Mensch von unseren Beziehungen denken?“

Herr Greaves wurde von diesen Vorwürfen ersichtlich nicht im mindesten berührt.

„Lassen Sie ihn doch denken, was ihm beliebt. Seit wann sind Sie so ängstlich in bezug auf die gute und schlechte Meinung Ihrer Untergebenen? Und im übrigen weiß er ja, daß wir mit einander befreundet sind. Unter guten, alten Freunden

sind doch wohl dergleichen kleine Freiheiten gegestattet."

„Freiheiten?" wiederholte Forester unwirsch. „Sie nennen das Ding bei einem sehr verkehrten Namen. Knechtschaft sollten Sie sagen! Wahrhaftig, es ist eine vollständige Knechtschaft, in der Sie mich zu halten versuchen."

„Also hätten wir glücklich wieder unser Lieblingsregister gezogen! Aber es ist eine milde Knechtschaft, wie ich hoffe! Seit vierzehn Tagen habe ich Ihnen sogar großmütig die Unannehmlichkeit meines Anblicks erspart."

„Allerdings! Aber Sie haben mich dafür genötigt, diesen Menschen zu meinem Sekretär zu machen!"

„Genötigt? Daß ich nicht wüßte. Eine Empfehlung ist doch am Ende keine Nötigung. Es stand Ihnen vollkommen frei, ihn abzuweisen."

„Ah, wozu die Redensarten! Sie wissen ja, wie wir mit einander stehen, und ich kenne Sie hinlänglich, um zwischen den Zeilen Ihrer Briefe zu lesen. Je liebenswürdiger, desto gefährlicher!"

Es war ihm offenbar bitterer Ernst mit diesem Stoßseufzer. Herr Lincoln Greaves aber lachte gutmütig.

„Sehr schmeichelhaft für mich! Aber genötigt oder nicht, Sie sollten mir, wie ich meine, Dank wissen, daß ich Ihnen den jungen Mann zugeführt. Oder haben Sie etwas an ihm auszusetzen? Gefällt er Ihnen nicht?"

„Ach, ich weiß nicht, ob er mir gefällt! Wenn ich selber ihn mir ausgesucht hätte, so möchte es darum sein! Denn es ist etwas Aufrichtiges in ihm und etwas — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — etwas Vornehmeres als bei den Anderen. Aber es ist eine verteufelte Empfindung, beständig einen Aufpasser, einen Spion um sich zu haben. Und er ist Ihr Spion — das wollen Sie doch nicht in Abrede stellen?"

„Der Himmel weiß, wann Sie endlich von dieser fixen Idee geheilt sein werden, Forester! Wie könnten denn die Geheimnisse beschaffen sein, nach denen ich hier bei Ihnen spionieren lassen sollte? Liegt nicht Ihr Leben vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch? Bin ich nicht seit vielen Jahren bis zum Ueberdruß mit ihren bedenklichen Familienangelegenheiten gelangweilt worden?"

„Still! — Wollen Sie etwa, daß man Sie drei Zimmer weit hört? — Ich fürchte ohnedies,

daß Maud nicht mehr so ahnungslos ist, als wir glauben."

„So? — Haben Sie vielleicht in einer schwachen Stunde das Bedürfnis gefühlt, Ihr Gewissen durch einige kleine Andeutungen um etwas zu erleichtern?"

„Sind Sie toll? — Sehe ich aus wie ein Tollhäusler, daß Sie mir solche Narrheiten zutrauen? — Und was mein Gewissen anbetrifft — hm, es hätte ja Manches anders sein können; aber am Ende bin ich doch kein Verbrecher!"

„Warum soll ich Ihnen da widersprechen? — Es giebt Manchen, der sichs tagelang zu Herzen nimmt, wenn er ohne Not einen Käfer zertreten hat, und Manchen, der sich mit aufrichtigem Behagen eines Raubmordes rühmen kann. Wenn Sie also glauben, ein Ehrenmann zu sein, so ist das nur um so besser für Sie."

„Bah — ich that nichts anderes, als was Tag für Tag tausendmal geschieht, ohne daß sich ein Mensch darum kümmert. Hätte ich alles voraussehen können, was später kommen würde —"

Er sprach nicht zu Ende; — aber das finstere Gesicht, mit welchem er vor sich hinstarrte, war nicht die Miene eines Mannes, der mit sich und seinen Handlungen zufrieden war.

Lincoln Greaves that ein paar gemächliche Züge aus seiner Zigarre und meinte dann leichthin: „Ich bin übrigens gerade in den letzten Wochen besonders lebhaft an jene Dinge erinnert worden. Können Sie sich vorstellen, lieber Freund, daß ich allen Ernstes glaubte, in den Berichten eines amerikanischen Korrespondenten die lange gesuchte Spur gefunden zu haben?"

William Forester wandte ungestüm sein Gesicht nach dem Besucher um, und was sich in seinen plumpen Zügen ausprägte, war unverkennbares Entsetzen.

„Eine Spur?" wiederholte er noch heiserer als gewöhnlich. „Und tausendmal haben Sie mir versichert, daß sie längst gestorben seien! — Aber ich wußte es längst: Sie meinen es nicht ehrlich mit mir; Sie gehen darauf aus, mich zu betrügen!"

„Wozu die Aufregung, Verehrtester! — Was ich Ihnen ausdrückte, war meine persönliche Ueberzeugung — nichts weiter! Und in der That sprechen alle Umstände dafür, daß sie schon vor langen Jahren in irgend einem verlorenen Winkel elend zu Grunde gegangen sind."

William Forester machte eine Bewegung wie jemand, der einem Schlage ausweichen will. Dann

strich er sich mit der bärenhaft breiten Hand über Stirn und Augen und sagte nach einem tiefen Aufatmen:

„Warum müßte es durchaus in Elend und Jammer gewesen sein? — Sie war eine kluge Frau — viel zu klug für mich — und sie hatte so viele Talente! Wenn es ihnen auch in San Franzisco nicht gut ergangen war, an einem anderen Orte hat sie sich und dem Kinde vielleicht doch noch ein ganz behagliches Dasein geschaffen.“

Er sprach unsicher, wie jemand, der nicht an seine eigenen Worte glaubt; in der Erwiderung des anderen aber war ein unbarmherziger Hohn.

„Es ist Ihr weiches Herz, Forester, das Ihnen solche Dinge vorspiegelt. Aber glauben Sie, daß einem armen verlassenen Weibe zu Liebe heutzutage noch Zeichen und Wunder geschehen? Und obendrein in Amerika? Nein, Verehrtester, darüber dürfen wir uns nun einmal keine Illusionen machen. Im günstigsten Falle wird es wohl so etwas wie ein langsames Verhungern gewesen sein. Aber es giebt freilich auch noch eine ganze Menge schlimmerer Möglichkeiten, und bei Ihrem zarten Gemüt thäten Sie wohl am besten, sich nicht erst viel Kopfzerbrechens darüber zu machen.

Das beste an der Sache ist, daß sie höchstwahrscheinlich längst tot und begraben sind, und füglich nicht in einem unpassenden Augenblick erscheinen können, um Ihnen Verlegenheiten zu bereiten. Damit sollten Sie sich, wie ich meine, zufrieden geben!“

„Ja, wenn ich ein Mensch von Ihrem Schlage wäre!“ Aber ich habe in all diesen Jahren immer wieder daran denken müssen, wie schön es gewesen wäre, wenigstens das Kind wiederzufinden, und es dann gemeinsam mit Maud in Reichtum und Wohlleben aufwachsen zu sehen. Es hätte sich dadurch so manches wieder gut machen lassen.“

„Gewiß! Und obendrein auf die wohlfeilste Art — vorausgesetzt, daß dies Kind mehr von den Charaktereigenschaften der Mutter, als von denen des Vaters gehabt hätte. Denn im anderen Falle würde es vielleicht eines schönen Tages das reizende Familienidyll grausam zerstört und Fräulein Maud kurzer Hand zum Tempel hinausgeworfen haben. Nein, mein Bester, wenn ich in Ihrer Haut steckte, wäre ich mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge vollkommen zufrieden und ließe die Toten in Frieden ruhen.“

„Geben Sie mir vollgiltige Beweise, daß sie

tot sind, und ich könnte wenigstens versuchen, diese Gedanken zum Schweigen zu bringen. Aber die Ungewißheit, die unerträgliche, niemals endende Ungewißheit, sie martert mich vom Morgen bis zum Abend — sie hat mich vor der Zeit alt gemacht und sie wird mich früh genug aufreiben! Was ist das zum Beispiel wieder mit der Spur, welche Sie da gefunden haben wollen?"

„Es war natürlich nur ein Irrtum," meinte Greaves sehr gleichmütig, „und es verlohnt nicht, weiter davon zu reden. Aber ich sehe, daß Sie heute ein schlechter Gesellschafter sind, mein Lieber, und daß man nicht viel Vernünftiges mit Ihnen plaudern kann. Sie sollten einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Aufheiterung unternehmen! Das gesellschaftliche Treiben in Ihrem Hause schlägt Ihnen augenscheinlich nicht gut an."

„Der Böse möge es holen!" knurrte Forester ingrimmig. „Ich fühle mich schlechter dabei als in einem Gefängnisse, und wenn ich es nicht für Maud thäte, so hätte ich längst ein Ende gemacht."

„Für Fräulein Maud? Es ist Ihnen also daran gelegen, sie sobald als möglich unter die Haube zu bringen?"

„Was fällt Ihnen ein! Sie ist kaum achtzehn

Jahre alt, und ich denke gar nicht daran, mich von ihr zu trennen! Die Freude an dem Mädel ist ja schließlich alles, was ich vom Leben habe, wie wenig sie vielleicht auch meine Liebe erwidert. Ich wüßte nicht, wozu ich mich noch hier oben herumtreiben sollte, wenn ich sie nicht mehr hätte."

„Nun, wenn das im Ernst Ihre Meinung ist, so kann ich Ihnen nur raten: Schließen Sie schleunigst die Pforten dieses allzu gastlichen Hauses und gehen Sie mit Ihrem Töchterchen auf die Reise — je weiter, desto besser!"

Forester sah ihn unruhig an.

„Ich verstehe Sie nicht! Maud ist nicht von der Art der empfindsamen deutschen Mädchen, die sich in den ersten besten Burschen mit einem stattlichen Schnurrbart und mit einem Vorrat zuckersüßer Redensarten verlieben."

„Ich weiß natürlich nicht, ob sie verliebt ist, da sie mir in der Regel nicht die Ehre erweist, mich zu ihrem Vertrauten zu machen, aber ich wette, was Sie wollen, daß sie verlobt sein wird, noch ehe die Saison zu Ende geht, wenn Sie meinen Rat nicht befolgen."

„Verlobt? Gegen meinen Willen?"

„Was bedeutet Ihr Wille neben demjenigen

dieses kleinen Fräuleins? Sind die Dinge erst einmal so weit gediehen, daß sie mit ihrem eigenen Herzen im Reinen ist, so wird Ihnen selbstverständlich nichts anderes übrig bleiben, als Ja und Amen zu sagen."

„Was Sie da reden, ist nichts als Unsinn! Ich müßte doch am Ende etwas bemerkt haben; denn sie hat sich niemals sonderlich bemüht, mir gegenüber Komödie zu spielen. Auch weiß sie besser, als irgend jemand, daß dieser ganze Haufe von Verehrern lediglich mit der großen Mitgift liebäugelt, die man zugleich mit ihrer Hand erwarten darf. Es ist keiner unter der ganzen Schar, dem sie vor den andern den Vorzug giebt — verlassen Sie sich darauf!"

„So haben Sie niemals einen Verdacht gegen diesen Baron von Trauenstein gehabt, der ihr getreulich wie ihr Schatten zu folgen pflegt?"

„Gegen den am allerwenigsten! Sie behandelt ihn ja geradezu abscheulich."

„Ein augenfälliger Beweis dafür, daß er ihr nicht gleichgiltig ist! Wollen wir hundert gegen eins auf den Baron wetten als auf Ihren künftigen Schwiegersohn?"

Forester antwortete nicht sogleich. Mit finster

gefurchter Stirn starrte er durch das Fenster; aber als Lincoln Greaves nun in seiner ungenierten Weise den Hut aufsetzte und der Thür zuging, hielt er ihn zurück.

„Wenn es wirklich so stände, könnte ich ihm ja vielleicht unfreundlich begegnen, könnte ihm merken lassen, daß seine häufigen Besuche mir nicht angenehm sind —“

„Gewiß! — das wäre wenigstens ein Mittel, die Sache zu beschleunigen! — Wie ich Fräulein Maud kenne, wird nichts anderes ihr die Verbindung mit dem Baron so erstrebenswert erscheinen lassen, als der Verdacht, daß man darauf ausgeht, sie zu hintertreiben.“

„Sie meinen also, daß eine weite Reise besser zum Ziele führen würde?“

„Wenn Sie sie durchsetzen können, ohne Ihre eigentliche Absicht erraten zu lassen — allerdings! Sie brauchen sich ja nur von Ihrem Hausarzt einen Aufenthalt in Egypten oder Madeira zur Stärkung Ihres angegriffenen Nervensystems verschreiben zu lassen! Wer weiß, ob ich Ihnen nicht sogar die Freude bereiten würde, mich einer solchen Vergnügungstour anzuschließen! Sie wissen,

daß ich mich ausgezeichnet darauf verstehe, den Reisemarschall zu machen.“

Als Greaves gegangen war, kehrte der Hausherr zwar an seinen Schreibtisch zurück, aber die Neigung, sich mit geschäftlichen Dingen zu befassen, mußte er inzwischen ganz und gar verloren haben. Ohne sich zu setzen, starrte er eine geraume Weile düster vor sich nieder, und es schien, als ob seine breite, kraftstrotzende Gestalt dabei immer gedrückter und hilfloser in sich selbst zusammensinke.

Dann aber raffte er sich auf und strich wieder mit der Hand über Stirn und Augen, wie wenn er da etwas Lästiges, Drückendes wegwischen könne.

„Unsinn!“ murmelte er. „Unsinn — eins wie das andere! Er hat nur sein Vergnügen daran, mich zu quälen.“

An der einen Längswand des Zimmers befand sich eine kleine, mit einem orientalischen Teppich verhängte Tapetenthür. Sie war verschlossen, aber William Forester trug den Schlüssel in der Tasche, und mit einem Fingerdruck hatte er jetzt die schmale Pforte geöffnet. Doch er trat nicht sogleich in den dahinter liegenden Raum, sondern blieb noch

ein paar Sekunden lang lauschend stehen, als ob er überrascht zu werden fürchte.

Dann erst, als rings umher alles still geblieben war, verschwand er in der kaum mehr als mannshohen Oeffnung der Wand, und hinter ihm knirschte der Schlüssel im Schloß der hastig zugezogenen Thür.

7.

Als Rudolf Hellborn das Kabinett des Hausherrn verließ, um sich in sein eigenes Zimmer zu begeben, traf er mit Fräulein Maud Forester zusammen. Sie war stehen geblieben, um sein Herankommen abzuwarten, und als er mit einer stummen Verbeugung vorüber gehen wollte, redete sie ihn an.

„Sind Ihre nächsten Obliegenheiten sehr dringend, Herr Hellborn? Oder würden Sie mir

ein paar Minuten Ihrer kostbaren Zeit zum Opfer bringen können?"

„Ihr Herr Vater hat mich vorläufig entlassen, da ein Besuch bei ihm ist," gab er höflich zurück, „wenn Sie mir einen Auftrag zu erteilen wünschen, bin ich also ganz zu Ihrer Verfügung."

„Sie sollen mir nur ein kleines Lied auf dem Flügel begleiten. Es wird Ihnen keine Schwierigkeiten machen, obwohl Sie es noch nicht kennen."

Sie kehrte, von Hellborn gefolgt, in das Musikzimmer zurück und legte Trauensteins Komposition auf den Notenhalter des Instruments. Die einfache Begleitung verursachte dem Kandidaten in der That keine Schwierigkeiten, und selbst die kleinen Launen und Unarten, welche Maud trotz ihrer musikalischen Schulung beim Singen nie ganz ablegen konnte, schienen ihm bereits so bekannt und vertraut, daß sie nicht die leiseste Störung im Gefolge hatten.

Als sie geendet hatten, schien Maud auf eine Aeußerung ihres Begleiters zu warten, und da er schwieg, fragte sie:

„Ein schönes Lied — nicht wahr? Oder sind Sie darüber etwa anderer Meinung?"

„Ich bin nicht kunstverständig genug, um mir

ein Urteil dieser Art zu erlauben," erwiderte er ausweichend, aber die junge Amerikanerin bestand fast ungeduldig auf ihrem Willen:

„Wenn nicht ein Urteil, so müssen Sie doch eine Meinung haben, und es würde mich gerade in diesem Fall sehr lebhaft interessieren, dieselbe zu erfahren."

„Da Sie es durchaus wünschen, Fräulein Forester — ich kann weder der Dichtung noch der Komposition dieses Liedes sonderlichen Geschmack abgewinnen. Eine leichte Tändelei ohne musikalischen Wert! Aber sie beansprucht auch wohl kaum, für mehr als das genommen zu werden."

Er bemerkte nicht, daß Maud unwillig die frischen Lippen zusammenpreßte und selbst die etwas spitzige Betonung schien ihm nicht aufzufallen, da sie antwortete:

„Vielleicht hat der Autor doch eine etwas bessere Meinung von seinem Werke gehabt, da er es für gut genug hielt, mir seine Widmung anzutragen. Erraten Sie, Herr Hellborn, wer dieser Autor ist?"

„Der Herr Baron v. Trauenstein vermutlich," sagte er arglos und ohne selber recht zu wissen, wie er mit solcher Sicherheit gerade auf jenen

Namen verfallen war; in dem Blick aber, welchen Maud auf sein Gesicht richtete, prägte sich ein unverkennbares Mißtrauen aus.

„Sie wußten es also — oder es machte Ihnen doch wenigstens keine Schwierigkeit, es zu erraten? Und geschah es etwa deshalb, daß Sie der kleinen Tondichtung jede musikalische Bedeutung absprachen?“

„O nein! — die Person des Urhebers ist mir gewiß gleichgiltig. — Aber man wird den Komponisten wie den Dichter nach dieser Probe schwerlich für etwas anderes als für einen begabten Dilettanten halten können.“

Sie wollte etwas erwidern — etwas Heftiges und Unfreundliches vielleicht; aber sie hielt die Worte doch noch zurück, die ihr bereits auf den Lippen schweben mochten. Nur das Heft mit den geschriebenen Noten nahm sie etwas ungestüm an sich, als wollte sie damit verhindern, daß noch eine weitere unliebsame Kritik daran geübt werde.

„Haben Sie sonst noch Befehle für mich?“ fragte Rudolf nach einer kleinen Weile. Maud schüttelte verneinend den Kopf; aber ehe der Sekretär sich hatte entfernen können, erschien der

Diener auf der Schwelle und meldete in seiner steifen, würdevollen Weise:

„Madame Löwengard wünscht dem gnädigen Fräulein ihre Aufwartung zu machen!"

Blitzschnell war jeder Schatten des Mißmuts von der Stirn des jungen Mädchens verschwunden, und mit dem unverstellt freudigen Ausruf: „Lucy! — liebste Lucy!" eilte sie der Eintretenden entgegen. Diese war eine auffallend schöne und elegante junge Dame, deren liebenswürdiges Lächeln in diesem Moment etwas wirklich Bezauberndes und Verführerisches hatte.

„Ich störe Dich, wie ich sehe, meine süße Maud! Du hast Besuch — —"

Ein neugieriger und keineswegs unfreundlicher Blick war dabei zu Rudolf hinüber geflogen. Fräulein Maud aber kräuselte etwas verächtlich die Lippen.

„Herr Kandidat Hellborn, der Sekretär meines Vaters, hat die Gefälligkeit, mich beim Singen zu begleiten, so lange Maestro Pironi sich auf seiner großen Konzertreise befindet. — Aber wir waren ohnedies mit unserer Uebung zu Ende."

Eine kleine hochmütige Kopfbewegung bedeutete dem Erwähnten, daß er sich nunmehr zurückziehen

möge, und Rudolf, den diese Art der Verabschiedung tief verletzte, ging hinaus, ohne den auffallend freundlichen Gruß zu bemerken, mit welchem die fremde Dame seine leichte Verbeugung erwiderte.

Maud wandte sich nun mit vermehrter Lebhaftigkeit an ihre Besucherin.

„Wie hübsch ist es von Dir, Lucy, daß Du Dein Versprechen endlich eingelöst hast! Ich glaubte wahrhaftig, Du hättest mich in dem tollen Wirbel der Saison ganz und gar vergessen."

„Ein sehr häßlicher Verdacht, meine teure Maud! Ich sehnte mich vielmehr von ganzem Herzen danach, endlich einmal ungestört unter vier Augen mit Dir plaudern zu dürfen. Aber es ist wahr, wir sind die beklagenswerten Sklavinnen unserer gesellschaftlichen Verpflichtungen. Seit vierzehn Tagen habe ich kaum eine einzige Viertelstunde wirklich zu meiner Verfügung gehabt. Und dabei ist der Sommer noch so fern! Ich weiß in Wahrheit kaum, wie ich das tolle Leben bis dahin werde ertragen können."

„Aber Du siehst trotzdem strahlend und blühend aus wie eine Märchenfee! Noch also haben wir von jenen furchtbaren Strapazen nichts Ernstliches für Dich zu fürchten."

„Du bist eine Schmeichlerin! Aber ich gehöre nicht zu den thörichten Frauen, die sich von ihrer eigenen Eitelkeit bestechen lassen. Mein Spiegel ist ein sehr aufrichtiger Freund, und er sagt mir immer deutlicher, daß die Tage der Jugend und des sorglosen Genusses für mich gezählt sind. Wer weiß, wie bald mir die letzte der Rosen verblüht sein wird, deren es für Dich noch eine so unerschöpfliche Fülle giebt!“ „Ach, das ist nicht Dein Ernst. Mit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahren —“

„Fünfundzwanzig, meine teure Maud — davon ist auch nicht eine Stunde wegzulügen. Und am Ende sind es nicht einmal die Jahre allein, welche uns Frauen altern lassen. Wenn man Erfahrungen hinter sich hat, wie es die meinigen sind —“

Sie hielt inne und blickte mit einem schwermütigen Augenaufschlag zur Zimmerdecke empor. Und wenn vorhin das heitere Lächeln ihr so reizend angestanden hatte, so war die sanfte Trauer in ihren Mienen jetzt sicherlich nicht weniger kleidsam.

„Du hattest das Unglück, nach kurzer Ehe Deinen Gatten zu verlieren,“ sagte Maud voll aufrichtiger Teilnahme, „aber die Zeit, die ja eine so treffliche Trösterin sein soll —“

„Die Zeit?“ unterbrach Frau Lucy mit einem wehmütigen Kopfschütteln. „Ach, glaube mir, mein Herz: es giebt keine schlechtere Heilkünstlerin als sie. Sie macht uns wohl stumpfer, wie sie uns älter macht, und sie lehrt uns vielleicht auch, manches mit Ergebung zu tragen, was wir anfangs für unerträglich hielten, aber von dem, was wir einmal verloren haben, bringt sie uns nichts zurück. Das höchste Glück tritt wohl nur ein einziges Mal im Leben an uns heran. Haben wir es da übermütig verschmäht oder leichtsinnig verscherzt, so schafft auch die unaufhaltsam rollende Zeit uns das Entflohene niemals wieder.“

„Du aber hast es doch besessen, dies höchste irdische Glück — und ich meine, auch die Erinnerung an eine entschwundene Seligkeit müßte noch ihre Freuden haben.“

„Vielleicht! — Aber wer hat Dir gesagt, daß ich jemals glücklich gewesen sei? Ach, ich war vielleicht nie weiter davon entfernt, als während meines kurzen Ehestandes.“

Die junge Amerikanerin erhob ihre klaren, klugen Augen zu dem schönen Gesicht der Freundin und schüttelte das Köpfchen.

„Wie wäre das möglich? Mußte Dein Mann Dich denn nicht auf den Händen tragen?“

„O, nicht an ihm lag die Schuld! Er war so ritterlich und rücksichtsvoll, als es bei seiner etwas prosaischen Natur überhaupt möglich war. Aber er war um siebenunddreißig Jahre älter als ich, war ein nüchterner, kühl rechnender Kaufmann und — was für unser eheliches Glück vielleicht schwerer ins Gewicht fiel als diese Mängel — ich habe ihn niemals geliebt.“

„Nicht geliebt? Und warst dennoch seine Frau geworden? Nein, Lucy, jeder anderen könnte ich das glauben — nur nicht Dir.“

„Und warum gerade mir nicht, Du holdeste aller Schmeichlerinnen? Ist es in Deinen Augen denn eine so große Sünde, ohne Liebe zu heiraten?“

„Ehrlich gesprochen — ja! Und ich habe seit dem Tage, da wir uns am Strande von Ostende kennen lernten, eine so innige Verehrung für Dich gehegt, daß selbst Deine eigene Versicherung mich nicht dahin bringen könnte, Dich unter jene Geschöpfe zu zählen, welche sich verkaufen lassen oder in kalter Berechnung sich selbst verkaufen.“

Um Frau Lucys Lippen spielte wieder jenes

bezaubernde Lächeln, das ihr im Fluge alle Herzen gewinnen mußte: aber in ihren Augen war blitzschnell eine Flamme aufgezuckt, die in eigentümlichem Gegensatz zu diesem zärtlichen, bestrickenden Lächeln stand.

„Du drückst Dich ein wenig hart aus, meine liebe Maud, denn manche jener armen Frauen ist doch vielleicht zu bemitleiden. In Bezug auf mich aber magst Du ganz ruhig sein; denn ich habe mich weder verkauft noch verkaufen lassen. Ich heiratete meinen Mann eben nur, weil er mir nicht geradezu mißfiel und weil ich namenlos unglücklich war.“

„Namenlos unglücklich? Und deshalb —“

„Deshalb nahm ich die Werbung des ersten besten an — ja!“ bestätigte Frau Lucy ruhig. „Aber ich begreife, mein Liebling, daß Deine glücklichen achtzehn Jahre dies Rätsel nicht zu lösen vermögen. Wie solltest Du Dir vorstellen können, daß man sich in wahnwitziger Verzweiflung dem Ungeliebten zu eigen giebt, weil man den nicht besitzen kann, den man mit allen Fasern seiner Seele liebt!“

„Arme Lucy!“ sagte Maud voll tiefen Mit-

leids. „Und Du wurdest nachher noch unglücklicher als zuvor?“

„Wie hätte es anders sein können! Aber ich hatte ja nun wenigstens ein Mittel, mich zu betäuben — ein Mittel, das mir vor meiner Heirat weniger leicht zugänglich gewesen war. Eine Frau genießt bei uns tausendmal mehr Freiheit, als ein junges Mädchen und davon machte ich während meiner Ehe den weitesten Gebrauch.“

„Um Dich zu betäuben und Deinen Schmerz zu vergessen — nicht wahr?“

Die junge Witwe nickte zustimmend, wiewohl es für einen Moment fast spöttisch um ihre feinen Nasenflügel zuckte.

„Ja! Doch ich glaube, man hat mir in der Hamburger Gesellschaft die Verwandlung nie vergeben können, die ich mit dem Hause des würdevollen Großkaufmanns Löwengard vorgenommen — jenem Hause, das bis dahin nur eine Heimstätte der Langeweile gewesen war. Und dann, als mein Mann eines Tages an der Börse vom Schlage getroffen wurde, um nach dreitägigem Todeskampf dies irdische Jammerthal für immer zu verlassen, dann vermochten die kleinstädtisch zu-

geschnittenen Seelchen erst recht nicht zu begreifen, daß ich verschmähte, eine Trauer zu erheucheln, von der mein Herz nichts wußte. Diese engherzigen Frauen waren so sehr daran gewöhnt, eine Witwe mit zerknirschten Mienen und lebensmüde niedergeschlagenen Augen einhergehen zu sehen, daß sie mir meine blühenden Wangen so wenig verzeihen konnten, als den freien Blick, mit dem ich in die Welt hineinsah. Sie hätten mich nicht giftiger verlästern und mir nicht geflissentlicher ausweichen können, wenn ich einer der sieben Todsünden schuldig gewesen wäre. Da riß mir endlich, nachdem ich dies sechs Monate lang ertragen, die Geduld. Ich ließ den alten langweiligen Patrizierpalast an der Esplanade, den ich nach einer thörichten Testamentsbestimmung meines Mannes nicht verkaufen darf, in der Obhut meiner bisherigen Gesellschafterin, einer sehr gewandten und zuverlässigen Person, und wandte der unangenehmen Stadt den Rücken, um sie, wie ich hoffe, nie wiederzusehen. Ein halbes Jahr brachte ich ohne sonderlichen Genuß auf Reisen zu, hatte schließlich in Ostende das Glück, Dich, meine teure Maud, kennen zu lernen, und wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, meinen Aufenthalt

nach Berlin zu verlegen, wo ich jetzt seit fünf Monaten ein ganz erträgliches Dasein führe."

„Und jene unglückliche Neigung, die Dich blindlings in eine lieblose Ehe getrieben, hast Du sie inzwischen vergessen und verwinden können?"

Wieder blitzte es seltsam in Frau Lucys leicht verschleierten Augen auf, während sich keine Linie ihres reizenden Antlitzes veränderte.

„Vergessen? — nein! — Verwinden? — vielleicht! — Unsere Ansprüche an das Schicksal pflegen mit der Zeit bescheidener zu werden. Was man mit achtzehn Jahren trotzig als sein gutes Recht fordern zu dürfen meint, das erfleht man mit fünfundzwanzig höchstens noch in Demut als ein gnädiges Geschenk der Götter."

„So hast Du ihn auch nicht wiedergesehen?"

„Wen?"

„Jenen Mann, den Du damals — vor Deiner Verheiratung — geliebt?"

„Ob ich ihn wiedergesehen habe — o, vielleicht! — Aber das alles hat ja keine Bedeutung, und wir beschäftigen uns schon viel zu lange mit diesen uninteressanten Dingen. In vierzehn Tagen also wird es als Kehraus der Saison einen großen Ball in Eurem Hause geben?"

„Sind es nur noch vierzehn Tage bis dahin?“ — Wahrhaftig, die Zeit vergeht mir wie im Fluge! Du bist doch selbstverständlich unter unsern Gästen, Lucy?“

„Gewiß! — und ich freue mich aufrichtig auf das Fest! Wird auch der Baron v. Trauenstein geladen sein?“

„Ja, aber wie kommst Du gerade auf ihn? — Bist Du denn näher mit ihm bekannt?“

„Ich begegnete ihm zufällig einige Mal auf meinen Reisen, und seitdem ich mich in Berlin eingerichtet habe, spricht er gelegentlich einmal auf ein Plauderstündchen bei mir vor. Uebrigens ein schöner und liebenswürdiger Kavalier — nicht wahr?“

Maud hatte das Gesichtchen ein wenig zur Seite gewendet; aber Frau Lucy Löwengard hätte sehr kurzsichtig oder sehr unaufmerksam sein müssen, wenn ihr die lebhaftere Färbung auf den Wangen der jungen Amerikanerin entgangen wäre.

„O ja“ — klang es in zögernder Erwiderung, „ich glaube wohl, daß er für einen sehr angenehmen Gesellschafter gilt.“

„Das ist nicht gerade ein überschwengliches

Lob. Es sollte mir leid thun, mein Schatz, wenn Trauenstein Dir nicht gefiele."

„Es sollte Dir leid thun? Und weshalb?"

„Weil ich dem Baron von Herzen alles Gute wünsche, und weil ich weiß, daß er einer Deiner treuesten und glühendsten Verehrer ist."

Maud war rasch aufgestanden und hatte sich wieder mit ihren Noten zu schaffen gemacht.

„Sind es solche Dinge, welche er Dir anzuvertrauen pflegt, Lucy?" fragte sie nach einer kleinen Weile und die junge Witwe erwiderte mit einem allerliebsten Seufzer:

„Wenn man in meinen Jahren ist, bleibt einem ja nichts mehr übrig, als die Vertraute und Beichtigerin verliebter junger Männer zu werden. Und in meinem Wesen mag wohl etwas besonders Ehrwürdiges und Zutrauen Erweckendes sein."

„O, Du Spötterin!" rief Maud, indem sie die Freundin plötzlich mit Zärtlichkeit auf beide Wangen küßte. Eine Fortsetzung des Gesprächs aber schien nicht nicht in ihren Wünschen zu liegen, denn sie fügte rasch hinzu: „Willst Du mir nicht die Freude machen, liebste Lucy, in

unserem neuen Landauer eine Stunde mit mir spazieren zu fahren?"

„Das ist leider unmöglich, mein Herz! Ich habe noch fünf oder sechs Besuche zu machen, und in Deiner Gesellschaft habe ich eigentlich schon viel zu viel von meiner karg bemessenen Zeit weggeplaudert; den neuen Landauer, der ohne Zweifel ebenso schön wie alles andere in Eurem Hause, probiere ich mit Deiner Erlaubnis ein anderes Mal."

Sie erhob sich und während Maud sie zur Thür geleitete, fuhr sie mit etwas gedämpfter Stimme fort:

„Ein bildhübscher Mensch übrigens, dieser Sekretär Deines Herrn Vaters! — Fürchtest Du gar nicht, daß diese gemeinschaftlichen Musikübungen dem armen jungen Mann auf die Dauer etwas gefährlich werden könnten?"

„Sei unbesorgt! — ich weiß seine Phantasie in den gehörigen Schranken zu halten. Und zudem ist er viel zu pedantisch und korrekt, um seine Stellung zu vergessen. Aber da ist mein Vater! Soll er nicht das Vergnügen haben dürfen, Dir einen guten Tag zu wünschen, liebste Lucy?"

Auch wenn Frau Löwengard den Wunsch gehegt hätte, William Forester nicht zu begegnen,

wäre es für die Vermeidung eines Zusammentreffens nun zu spät gewesen; denn mit schweren, eigentümlich schleppenden Schritten kam der Herr des Hauses gerade auf sie zu. Seine Augenlider schienen noch mehr gerötet und aufgeschwollen als sonst, die lebhafte Farbe seines Gesichtes hatte sich ins Bläuliche gesteigert, und in dem Blick, den er auf die schöne junge Besucherin seiner Tochter richtete, war etwas unangenehm Wässeriges und Stieres.

„Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, Madame," sagte er mit etwas lallender Zunge, „in der That, sehr erfreut! — Und Ihre Kinder befinden sich, wie ich hoffe, bei guter Gesundheit."

„Meine Kinder?" fragte die junge Witwe mit drollig klingendem Entsetzen. Maud aber sagte in sehr nachdrücklicher Betonung und mit einem beinahe harten Ausdruck ihres hübschen Gesichtchens:

„Es ist Frau Lucy Löwengard! Papa! Deine Kurzsichtigkeit muß Dich dazu verführt haben, meine Freundin mit irgend einer anderen Dame zu verwechseln!"

William Forester preßte verlegen seine bärenhaften Fäuste ineinander.

„Ah, wahrhaftig! Diese verwünschte Kurzsichtigkeit! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Madame! Ich weiß sehr wohl, daß Sie niemals Kinder hatten.“

Frau Lucy lächelte etwas gezwungen, und machte Miene, sich zu entfernen. Forester aber stellte sich ihr mit einer bittenden Gebärde in den Weg.

„Nur ein paar Minuten noch! Ich möchte nämlich, daß Sie mir gegen meine Tochter beistehen. Sie sollen ihr zureden, wenn sie etwa keine Lust haben sollte, mich auf der großen Reise nach dem Süden zu begleiten, die ich in acht Tagen oder so herum antreten werde.“

„Eine Reise nach dem Süden?“ rief Maud voll unangenehmen Erstaunens. „Ah, das ist ein merkwürdiger Scherz, Papa!“

„Kein Scherz, mein Liebling — nichts weniger als ein Scherz! Ich fühle mich sehr angegriffen — überarbeitet — meine Nerven sind ganz zerrüttet. Der Professor hat mir dringend geraten, mich sobald als möglich nach Sizilien oder Egypten zu begeben.“

„Warum nicht gleich nach Japan oder Patagonien? — Nein, Papa, davon kann für meine

Person nicht die Rede sein. Wenn Dir eine solche Erholungsreise nötig ist, so werde ich Dir nicht zureden, sie zu unterlassen. Auf meine Begleitung aber mußt Du jedenfalls verzichten! — Sage Lucy, ob es möglich ist, Berlin jetzt zu verlassen!“

Die junge Witwe hatte dem kurzen Gespräch unverkennbar mit sehr lebhafter Anteilnahme zugehört. Bei Foresters Erwähnung seines Reiseplanes war es nicht wie Bedauern, sondern viel eher wie ein Aufleuchten heller Freude über ihr Gesicht geflogen, und bei dem entschiedenen Widerspruch ihrer Freundin hatte sie für einen Moment wie im Zorn die Lippen zusammengepreßt. Aber da Maud sich nun um Beistand an sie wandte, war auf ihrem lächelnden Antlitz nichts mehr von diesem verräterischen Mienenspiel zu gewahren.

„Daran ist natürlich gar nicht zu denken!“ sagte sie mit großer Wärme. „Es thut mir leid, Herr Forester, daß ich Ihnen in dieser Sache statt einer Bundesgenossin nur eine erklärte Gegnerin sein kann. Ich werde mir meine teure Maud gewiß nicht kampflos rauben lassen.“

Doch es hatte nicht den Anschein, als ob der Amerikaner es auf einen solchen Kampf überhaupt

ankommen lassen würde. Er brummte etwas Unverständliches vor sich hin und hielt Frau Lucy Löwengard, als sie nun abermals erklärte, daß sie keine Minute mehr verlieren dürfe, nicht länger zurück. Maud geleitete ihre Freundin bis zur Thür; dann aber kam sie raschen Schrittes auf ihren Vater zu. Ihre Augen blitzten und ihre Lippen zuckten, wie wenn ihr das Weinen nahe sei.

„Du hast das Versprechen nicht gehalten, das Du mir mit Deinem Ehrenwort bekräftigt hast," sagte sie heftig und in einem sehr wenig kindlichen Tone, „und Du hast die Rücksichtslosigkeit so weit getrieben, Dich sogar vor meiner Freundin in diesem abscheulichen Zustande zu zeigen. Wie kannst Du erwarten, daß ich Dir unter solchen Umständen Ehrfurcht und Gehorsam erweise!"

Mit gesenktem Haupt und stier zu Boden blickenden Augen ließ William Forester diese Vorwürfe über sich ergehen. Er machte so wenig einen Versuch, sich zu verteidigen, als er daran dachte, die Unehrerbietigkeit seiner Tochter mit Strenge zurückzuweisen. Nachdem er eine Weile gewartet hatte, ob sie ihm noch etwas weiteres zu sagen haben würde, strich er sich mit der Hand über Stirn und Augen und ging scheu davon.

8.

Mit sehr geringer Freudigkeit war Rudolf Hellborn daran gegangen, sich für das große Ballfest des Herrn William Forester in die feierlichste Kleidung zu werfen, über welche er verfügte. Eben schickte er sich an, sein Zimmer zu verlassen, als der Postbote ihm einen Brief überbrachte, in dessen Aufschrift er sogleich die sauberen und gleichmäßigen Federzüge seines Bruders erkannte. Da er seit mehreren Tagen ohne Nachricht von Fritz gewesen war, zögerte er nicht, das Briefchen auf der Stelle zu lesen.

Es war eine angenehme Ueberraschung, welche ihm da zu teil wurde; denn während der Gymnasiast bisher seinem Schmerz über die unfreiwillige Trennung ziemlich unverhohlen Ausdruck gegeben hatte, atmete das heutige Schreiben eitel Frohsinn und Glückseligkeit. Am Schlusse eines gewissenhaften Berichts über alle Einzelheiten seiner an-

scheinend ziemlich einförmigen Lebensführung hieß es da zu Rudolfs Verwunderung:

„Von der Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit, welche mir die ersten Wochen unserer Trennung verbittert, bin ich nun mit einem Mal wie durch ein Wunder geheilt. Das Leben lacht mir wieder schön und verheißungsvoll entgegen; ich fühle, daß meine Gesundheit sich befestigt und mache hochfliegende Zukunftspläne, wegen deren Kühnheit Du mich gewaltig auslachen würdest, wenn ich dumm genug wäre, sie Dir anzuvertrauen. — Und wodurch dies alles über Nacht bewirkt worden ist? — Ja, liebster Rudolf, das ist ein tiefes Geheimnis, das erste, das ich vor Dir bewahren muß! Eine zaubermächtige Fee aus dem Märchen ist mir im Traume erschienen und hat mit der schimmernden Lilie, die sie in den weißen Händen trug, meine Stirn berührt. Seitdem ist alles von mir gewichen, was mich bedrückte und quälte; wie ein unendlicher Strom von Glückseligkeit und Lebensmut pulsiert es in meinen Adern. Und solltest Du etwa insgeheim an einem ähnlichen Leiden kranken, so nütze den ersten freien Nachmittag, mich hier zu besuchen. Wenn Du ein Sonntagskind bist, wird die holdselige Fee vielleicht

auch Dir erscheinen, und wer weiß, ob sie für Dich nicht noch wundersamere und herrlichere Dinge in Bereitschaft haben wird als für mich!"

Kopfschüttelnd faltete Rudolf den Brief, nachdem er ihn zweimal überlesen hatte, zusammen.

„Welch eine knabenhafte Thorheit mag sich hinter diesen geheimnisvollen Andeutungen verstecken?" dachte er. „Allem Anschein nach eine Schwärmerei für irgend ein weibliches Wesen! Ich werde in der That an einem der nächsten Tage hinausfahren müssen, um mich zu überzeugen, ob es etwa meines Eingreifens bedarf."

Er hatte Herrn William Foresters Ballfest fast vergessen und erst die Klänge der Musik, die gedämpft zu ihm herauftönten, erinnerten ihn an seine Pflicht.

Der überraschende Anblick der glänzenden Festgesellschaft, welche sich in zahllosen bunten, beständig wechselnden Gruppen durch die prächtig erleuchteten unteren Räume der Villa bewegte, war wohl danach angethan, den jungen Sekretär zu verwirren, und ihn zaudernd am Eingange des Tanzsaales weilen zu lassen. Die schimmernden Uniformen der Offiziere, die den vornehmen Festen Berlins sonst in erster Linie Farbe und Glanz

zu verleihen pflegen, tauchten hier zwar nur ganz vereinzelt unter den Tanzenden auf; denn die eigentliche Aristokratie hielt sich noch mit einiger Vorsicht von dem amerikanischen Krösus zurück. Aber die goldstrotzenden Fracks, in denen sich mit vieler Würde die diplomatischen Vertreter überseeischer Monarchien und Republiken bewegten, boten im Verein mit den prächtigen Toiletten und dem funkelnden Juwelenschmuck der Damen doch Ersatz für diesen Mangel.

Trotz des elektrischen Lichtes und trotz aller erdenklichen Kühlungsmittel herrschte schon jetzt eine bedrückende Hitze, und die hundert verschiedenen Wohlgerüche, welche die schönen Besucherinnen des Festes mit sich gebracht hatten, vereinigten sich zu einem süßlich-faden Duft, der unangenehm und erschlaffend auf die Sinne wirkte.

Rudolf Hellborn wurde an seinem versteckten Platze kaum von irgend jemandem beachtet, und er beschäftigte sich schon seit mehreren Minuten sehr angelegentlich mit dem Gedanken an einen unauffälligen Rückzug, als er von einer tiefen Männerstimme seinen Namen rufen hörte und bei einer Wendung des Kopfes den Baron v. Trauenstein gewahrte, welcher hastig auf ihn zukam.

„Fräulein Forester läßt Sie bereits überall suchen, mein Herr! — Sie sollen die Begleitung einiger Gesangsvorträge auf dem Flügel übernehmen!“

Der kurze, befehlende Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, trieb Rudolf das Blut in die Stirn. Eine scharfe, stolz abweisende Erwiderung lag ihm auf den Lippen, aber er dachte noch im rechten Augenblick an seinen Bruder und das heftige Wort blieb ungesprochen. Schweigend folgte er dem voraneilenden Baron an den Flügel, neben welchem Maud inmitten einer Gruppe von eifrig auf sie einredenden jungen Herren stand.

Rudolf war ja auch vor diesem Abend keineswegs blind gewesen für den Liebreiz in Maud Foresters äußerer Erscheinung; aber ihre eigenartige Schönheit hatte sich ihm nie so auffallend und überraschend offenbart als jetzt, da er sie in ihrem ganz schlichten, weißen, leicht und duftig um den schmiegsamen Körper fließenden Ballkleide vor sich sah. Einige frische Blumen an der Schulter und im Haar machten all ihren Schmuck aus. Sie trug weder Brillanten noch Perlen oder anderes Geschmeide, und doch durfte sie sicher

sein, auch neben den glänzendsten Frauenerscheinungen des Festes zu bestehen.

Es entging dem Kandidaten nicht, daß Mauds glänzende Augen noch heller aufleuchteten, und daß sie die Unterhaltung mit ihrer Nachbarschaft fast unhöflich abbrach, als sie des Barons v. Trauenstein ansichtig geworden war. Zwar dankte sie ihm für seinen Ritterdienst nur mit einem Blick; aber dieser Blick war beredt genug, und Rudolf wunderte sich nicht mehr, als er jetzt auf dem Notenhalter das Manuskript von Trauensteins „Liebeswerben“ liegen sah.

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, setzte er sich an den Flügel. Als er die ersten Töne des Vorspiels angeschlagen hatte, verstummte sofort das Geräusch der hundertfach durcheinander schwirrenden Stimmen, und alles drängte sich in der Nähe des Instruments zusammen. Der Vortrag gelang tadellos. Als sie geendet, gab es auf allen Seiten einen wahrhaften Sturm des Beifalls. Eine Fülle von Artigkeiten und Schmeicheleien flutete über Maud herein, und Minuten vergingen, ehe sie sich darüber selbst Gehör verschaffen konnte. Dann aber sagte sie mit erhobener Stimme und mit leuchtenden Augen:

„Es wird Sie interessieren, auch den Dichter und den Komponisten des Liedes kennen zu lernen, dem Sie eben eine so freundliche Aufnahme bereitet haben. Beide vereinigen sich diesmal in einer Person und diese Person führt den Namen Rüdiger von Trauenstein.“

Ringsumher wurden allerlei Ausrufungen der Ueberraschung laut und man beglückwünschte den jungen Baron, der sich verlegen nach rechts und links verneigte, zu seinem Erfolge. Und wenn auch die meisten der umstehenden Herren ihm seine künstlerischen Lorbeeren neidlos gönnen mochten, so weckte doch die auffallende Art, in welcher Maud Forester sich zum Herold seines jungen Ruhmes gemacht hatte, sicherlich bei gar manchem von ihnen ein Gefühl lebhaften Unbehagens. Bemühte sich die junge Dame doch auch kaum, ihre Freude über das Gelingen des kleinen Anschlages zu verbergen. Lächelnd nahm sie, da man sich anschickte, sie aufs neue in eine Art von Belagerungszustand zu versetzen, ohne alle Umstände Trauensteins Arm und forderte ihn auf, sie ein wenig spazieren zu führen.

Ein paar Sekunden später waren sie trotz des Wogens und Treibens um sie her so gut wie

allein und hatten nicht zu fürchten, daß ein Unberufener ihre mit gedämpfter Stimme geführte Unterhaltung belausche.

„Lassen Sie mich Ihnen aus tiefstem Herzen danken, Fräulein Maud,“ sagte der Baron, ohne daß seine Stimme indessen einen besonders fröhlichen Klang gehabt hätte, „ich habe Ihre großmütige Absicht erkannt, und wenn ich nicht schon vor dieser Stunde Ihr willenloser Sklave gewesen wäre, so würde ich es mit dem Augenblick geworden sein, da Sie sich so hochherzig zu meinem Schutzgeist machten.“

„Wissen Sie auch, daß mir Ihre Ausdrucksweise gar nicht recht gefällt, Herr von Trauenstein?“ erwiderte sie mit freundlichem Vorwurf. „Ein Mann soll sich niemals zum Sklaven eines anderen Wesens machen, und wenn es sich auch nur um eine leere Redensart handelte. Ich wollte Ihnen eine kleine Freude bereiten und Ihnen zu ermunternder Anerkennung verhelfen — das ist wahr! — aber es ist wirklich nicht der Mühe wert, viel Aufhebens davon zu machen. Ich bin belohnt genug, wenn der Beifall, den man Ihrem Werke gespendet hat, Ihnen vermehrte Kraft zur Vollendung Ihrer größeren Schöpfungen verleiht.“

Der Baron seufzte und blickte schwermütig vor sich nieder.

„Ach, dieser Beifall!“ sagte er. „Was hat er am Ende zu bedeuten? Er galt Ihrer liebreizenden Person und Ihrem vollendeten Vortrage viel mehr, als meinem unbedeutenden Liedchen.“

„So halten auch Sie selbst dies Lied jetzt für ein unbedeutendes?“ fragte sie in merklicher Enttäuschung. Trauenstein aber hob mit einem leichten Stirnrunzeln den Kopf.

„Dieses bezeichnende „auch“ in Ihrer Frage sollte mir eigentlich die Antwort ersparen. Man hat Ihnen also bereits gesagt, daß meine Leistung eine wertlose sei?“

Maud war sehr rot geworden; aber es widerstrebte ihrer Natur, sich durch Unwahrheit aus einer Verlegenheit zu befreien.

„Ja! — Doch ich hatte bisher nur geringes Gewicht auf jene Kritik gelegt.“

„Vermutlich war es dieser hochmütige Herr Hellborn, von dem sie ausgegangen war?“

„Allerdings! — Ich hatte ihn um seine Meinung gefragt, und ich gestehe, daß er sich wenig günstig äußerte. Aber ich glaube, daß Sie

ihm Unrecht thun, wenn Sie ihn hochmütig nennen, seine Zurückhaltung ist vielleicht nur ein Zeichen natürlichen Taktgefühls."

„Mag sein — ich wußte bisher nicht, daß er sich Ihres besonderen Schutzes erfreut! — Wenn ich aber sogar aus solchem Munde eine Verurteilung erfahren muß, wie sollte ich dann vor einer wirklich berufenen Kritik bestehen können! Und doch ist dies Lied vielleicht das beste, was ich je geschaffen habe und jemals schaffen werde! Ich habe es mit meinem Herzen gedichtet und komponiert — eine ähnliche Begeisterung wird mir nie wieder kommen."

„Und Ihre Oper?"

„Ach, Fräulein Maud, warum sollte ich Sie und mich selbst belügen! — Es ist nichts damit! — Ich habe mich getäuscht, als ich mich für ein Talent gehalten. Am Ende bin ich doch nichts weiter als ein mittelmäßig veranlagter Dilettant! Als ich mich jetzt ernstlich an eine größere Aufgabe heranwagte und dem, was in nebelhaften Bildern meine Phantasie erfüllte, eine feste künstlerische Gestalt zu geben versuchte, versagte mir die Kraft."

Es war soviel aufrichtiger Kummer in seinem

Bekenntnis, daß auch eine andere in diesem Augenblick wohl Mitleid mit ihm gehabt haben würde.

„Selbst wenn Sie damit nicht ungerecht sind gegen sich selbst, Herr Baron,“ tröstete Maud, „macht Ihnen diese Aufrichtigkeit nur Ehre, und als ein Mann, dem tausend andere Wege offen stehen, werden Sie die Enttäuschung leicht überwinden.“

„Ja, wenn es nur die Enttäuschung wäre! — Aber für mich stehen hier ganz andere Dinge auf dem Spiel! Wenn Sie nur einen neuen Goethe oder Beethoven durch Ihre Hand glücklich machen wollen —“

Er stockte, und auch Maud, die das Köpfchen tief gesenkt hatte, antwortete nicht sogleich. Aber nach einer Weile schlug sie die Augen plötzlich voll und unbefangen zu ihm auf.

„Der Mann, dem ich meine Hand reichen könnte, brauchte weder ein Goethe noch ein Beethoven zu sein, Herr Baron — er müßte nur seinen Platz im Leben mit Ehren ausfüllen und diejenige Tüchtigkeit besitzen, welche ihm mit der Achtung aller rechtschaffenen Leute auch die meinige sichert.“

Sie wollte vielleicht noch etwas weiteres hinzufügen; aber die neubelebte Hoffnung ihres

Begleiters ließ denselben für einen Moment alle Rücksicht auf ihre Umgebung vergessen.

„Wenn ich Sie recht verstehe, Fräulein Maud,“ sagte er, ihren Arm stürmisch an sich pressend, fast überlaut, „so gewähren Sie mir trotz meines demütigenden Geständnisses doch noch die Anwartschaft auf das herrlichste Glück! — Denn wenn ich auch nicht zu einem großen Künstler tauge, so fühle ich doch die Kraft in mir, ein tüchtiges und nützliches Glied der menschlichen Gemeinschaft zu werden! — Aber ich werde einige Zeit dazu gebrauchen; denn zu meinem einstigen soldatischen Beruf mag ich nicht zurückkehren, und in jedem anderen muß ich zunächst als Schüler und Lehrling beginnen. Wollen Sie mir diese Zeit gewähren, Maud? Wollen Sie bis dahin auf mich warten?“

„Wenn ich sehen werde, daß es Ihnen Ernst ist — ja!“ antwortete sie leise, doch mit fester Stimme und ohne alle schüchterne Ziererei. Einer neuen, unvorsichtigen Freudenäußerung des Barons wußte sie dadurch vorzubeugen, daß sie rasch hinzufügte:

„Wir werden in den nächsten Tagen, wenn Sie Ihre Entschließungen gefaßt haben, weiter darüber sprechen — nicht wahr? Jetzt aber lassen

Sie uns an diesem Walzer teil nehmen; denn mir scheint, daß man bereits anfängt, aufmerksam auf uns zu werden."

Sie mischten sich in das bunte Gewühl der Tanzenden; aber wenn v. Trauenstein auch Selbstbeherrschung genug hatte, seine Zunge im Zaume zu halten, mußte sein glückstrahlendes Gesicht doch für jeden, der sich die Mühe nahm, das junge Paar zu beobachten, eine hinreichend verständliche Sprache reden.

Und einer wenigstens war in der buntbewegten Gesellschaft, der Maud Forester und ihren Begleiter schon seit dem Beginn ihrer Promenade nicht für einen Moment aus den Augen gelassen hatte.

Während dieses Walzers erst nahm Maud Forester mit Verwunderung wahr, daß die lange knochige Gestalt des Herrn Lincoln Greaves zuweilen in dem bunten Festgewoge auftauchte. Sie selbst hatte die Liste der einzuladenden Gäste aufgestellt und sie wußte bestimmt, daß der Freund ihres Vaters nicht unter denen gewesen war, welche sie heute um sich zu sehen gewünscht. Ihre Miene war deshalb keine allzu freundliche, als sie nach der Beendigung des Tanzes den ungeladenen Gast mit auf dem Rücken verschränkten

Händen und gemächlichen Schritten auf sich zukommen sah. Jeden Anderen würde die geringe Liebenswürdigkeit des Empfanges wahrscheinlich rasch wieder verscheucht haben, der Amerikaner aber in seiner unerschütterlichen Gelassenheit schien überhaupt nichts davon zu bemerken. Er sagte Maud einige Artigkeiten über das glänzende Fest, die aus seinem Munde doch nur wie beißende Spöttereien klangen, und bot ihr dann zu ihrem Befremden plötzlich seinen Arm.

„Lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang machen, mein schönes Fräulein! Es kann Ihnen ja unmöglich Vergnügen bereiten, inmitten eines ganzen Haufens von Gimpeln zu sitzen und ihrem süßen Geflöte zuzuhören."

„Sie drücken sich wenig respektvoll über unsere Gäste aus," sagte Maud kühl abweisend. „Wer giebt Ihnen denn die Gewißheit, daß gerade Ihre Unterhaltung darnach angethan ist, mir größeres Vergnügen zu bereiten?"

„Es gab eine Zeit, da es keiner Dame einfiel, mich so zu fragen. Und niemand wußte meine Unterhaltungsgabe besser zu schätzen, als Ihre Frau Mutter, die ja leider viel zu früh von dieser schlimmen Welt abgerufen wurde. Unter

den flotten Tänzerinnen, die sich allabendlich in John Whitleys Salon von liebenswürdigen Kavalieren bewirten ließen, hatte ich den Beinamen „das reizende Ungeheuer", und die schöne Miß Walsingham, Ihre nachmalige Frau Mutter, war es, die ihn erfunden hatte."

Noch ehe er mit diesen Erinnerungen zu Ende gekommen war, hatte Maud ihre Hand auf seinen Arm gelegt und ihn fast ungestüm mit sich fortgezogen. Es mußte ihr wohl sehr viel daran gelegen sein, daß nichts von dem, was er da sagte, von einem der Umstehenden vernommen würde, und vielleicht war es Lincoln Greaves nur um diese Wirkung zu thun gewesen, da er jetzt nicht daran dachte, die sonderbaren Reminiscenzen weiter fortzusetzen, sondern ganz unvermittelt in die lebendige Gegenwart zurückkehrte.

„Uebrigens sollten Sie einen Spaziergang mit mir auch schon aus anderen Gründen den langen Promenaden mit gewissen jüngeren Herren, wie zum Beispiel mit diesem Baron von Trauenstein, vorziehen," sagte er. „Sie laufen dabei wenigstens nicht Gefahr, ältere Rechte zu verletzen und sich den Haß einer Nebenbuhlerin zuzuziehen."

„Sie müssen mich ja einer ganz besonderen

Aufmerksamkeit gewürdigt haben, Herr Greaves, und Sie müssen mit den Verhältnissen des Herrn von Trauenstein sehr genau bekannt sein. Wissen Sie vielleicht auch, wessen ältere Rechte es gewesen sind, die ich da unwissentlich verletzt habe?"

„Vielleicht! — Aber es ist nimmer ratsam, Namen zu nennen, wenn man mit Damen zu thun hat. Wer weiß, ob die kleinen rosigen Ohren Ihrer Rivalin nicht jedes unserer Worte auffangen! Nahe genug ist sie uns immerhin!"

Ob Maud nun die bisherigen Reden ihres Begleiters ernsthaft genommen hatte oder nicht, jedenfalls war sie Weib genug, bei seiner letzten Aeußerung ihre Nachbarschaft mit raschem Blick zu mustern, und ein Lächeln ging über ihr Gesicht, als sie erkannte, auf wen sich die Anspielungen des Amerikaners allein beziehen konnten.

Denn nur eine einzige Dame befand sich zufällig jetzt in dieser Ecke des Saales, eine junge Frau in kostbarer Toilette und von strahlender Schönheit: Frau Lucy Löwengard!

Die beiden Freundinnen hatten im bisherigen Verlauf des Festes nur einmal Gelegenheit gehabt, sich flüchtig zu begrüßen. Von dem Augenblick ihres Eintrittes an war Frau Lucy ja noch mehr

von Kavalieren umschwärmt gewesen, als die anmutige Tochter des Hauses, und eine Aeußerung höchster Bewunderung für ihre bezaubernde Schönheit war alles gewesen, was Maud bei der kurzen Begrüßung ihr hatte zuflüstern können.

Nun belustigte es sie im stillen nicht wenig, daß Lincoln Greaves, der wohl nichts von ihrer Freundschaft wußte, sie gerade auf Lucy Löwengard eifersüchtig zu machen versuchte.

„Es ist also die Dame im roten Sammetkleide, welche Sie meinen?“ fragte sie, indem sie sich den Anschein gab, als ob sie ganz ernsthaft auf seine Andeutungen einginge. „Und Sie glauben, daß dieselbe gewisse Rechte an den Baron von Trauenstein hätte?“

„So glaube ich allerdings! — Man erzählt, daß ihre allerliebsten Fingerchen bereits ein schwer zerreißbares Netz um diesen jungen Wikinger gewoben haben.“

„Erzählt man das? Und worauf stützt man diese Vermutung?“

„Vielleicht auf den Umstand, daß der Herr Baron der schönen Witwe Tag für Tag mit pünktlicher Regelmäßigkeit seine Besuche macht.“

„Tag für Tag? Das ist nicht wahr;“ sagte

Maud, die plötzlich aus ihrer Rolle fiel, mit großer Entschiedenheit; aber Herr Lincoln Greaves verzog keine Miene.

„Wenn es nicht Frau Löwengard selbst ist, so muß es wohl ihre Kammerjungfer sein, der Herr von Trauenstein an jedem Nachmittag seine Aufwartung macht. Daß er seit Wochen regelmäßig zu einer bestimmten Stunde und stets mit einem sinnigen Blumensträußchen in der Hand über jene Schwelle tritt — das, mein ungläubiges Fräulein, kann ich Ihnen aus eigenster Anschauung verbürgen."

„Sie? — Ja, verfügen Sie denn über die Fähigkeit, gleichzeitig in allen Winkeln Berlins herum zu spionieren?"

„Nein! Diese beneidenswerte Kunst ist mir leider versagt. Aber ich habe die Gewohnheit, täglich nach dem Diner eine halbe Stunde am Fenster zu sitzen und da meine Zigarre zu rauchen. Kann ich dafür, daß das Haus der reizenden Frau meinem Hotel gerade gegenüber liegt? Und ist es ein Wunder, wenn ich mich ein wenig für die Person des begünstigten Besuchers interessiere, den ein armer Paria wie ich wohl um sein Glück beneiden kann?"

Maud Foresters Busen hob sich in rascheren Atemzügen und ihre Brauen zogen sich ein wenig zusammen.

„Sie sind im Irrtum, Herr Greaves! Zwischen Frau Lucy Löwengard und dem Baron v. Trauenstein bestehen keine anderen Beziehungen, als diejenigen einer oberflächlichen Bekanntschaft."

Der Amerikaner lächelte und sein häßliches Gesicht konnte niemals einen unangenehmeren Anblick gewähren als mit diesem Lächeln.

„Eine oberflächliche Bekanntschaft nach so stürmischer Vergangenheit? — Wer wäre naiv genug, daran zu glauben?"

Jetzt öffneten sich die glänzenden Augen des jungen Mädchens weit und auf dem Grunde der dunklen Sterne flackerte es eigentümlich auf.

„Was für eine Vergangenheit ist es, von der Sie da reden?"

„Sollten Sie wirklich nichts davon wissen? — Es ist ja beinahe ein öffentliches Geheimnis, daß dereinst in Hamburg zwischen einem blutjungen Offizier vom 76. Regiment und einer gewissen bildhübschen jungen Dame nahe Beziehungen bestanden, bis eines Tages alle Welt durch die Nachricht von der Verlobung jener Dame mit

einem ältlichen Handelsherrn überrascht wurde. Man soll sich damals über die Nachsicht und Vorurteilslosigkeit dieses Herrn Löwengard allgemein weidlich lustig gemacht haben."

„Aber das ist ja ein ganzes Lügengewebe! Wollen Sie denn im Ernst behaupten, daß jener Offizier der Baron v. Trauenstein gewesen sei?"

„Allerdings! Und es heißt, daß er damals fest entschlossen gewesen ist, Fräulein Lucy Elvers zu heiraten — trotz seines alten Adelwappens und obwohl sie ein blutarmes Mädchen war. Aber die kluge junge Dame soll ihm schließlich aus praktischen Erwägungen den Laufpaß gegeben haben. Sein Vermögen war ihr doch wohl nicht groß genug, und der neue Bewerber hatte zudem eine so verführerisch apoplektische Konstitution —"

„Abscheulich! Und woher haben Sie Ihre Kenntnis von all diesen vermeintlichen Thatsachen? Blickt man von Ihrem Hotelfenster aus auch in die Vergangenheit und in die Herzen der Menschen?"

„Nicht ohne weiteres! Aber es giebt gewisse andere Fenster, durch welche sich leicht genug derartige interessante Blicke werfen lassen. Und Sie wissen ja, daß ich das Studium menschlicher Schwächen zu meinem Spezialfach ausgebildet habe,

weil ich es für das einzige amüsante und dankbare halte. Es kommen dabei so ergötzliche Dinge zu Tage und am Ende findet man zuweilen gar noch Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, indem man durch warnenden Pfiff ein argloses Vögelchen verscheucht, ehe es sich auf die gefährliche Leimrute niedergelassen."

„Und ein gutes Werk dieser Art gedachten Sie soeben auch an mir zu verrichten, nicht wahr?" fragte Maud, indem sie ihn scharf und durchdringend ansah. „Ich danke Ihnen für die menschenfreundliche Absicht, Herr Greaves; aber es ist jammerschade, daß ich von Ihrer pikanten Geschichte auch nicht ein Sterbenswörtchen glauben kann!"

Er zuckte mit den Achseln und meinte gelassen:

„Was kümmert es mich, ob Sie mir Glauben schenken oder nicht! Ich werde in keinem Fall den Schaden davon haben, wenn Sie eine Dummheit begehen!"

Sie waren jetzt abermals in die Nähe der schönen jungen Witwe gekommen, und wie unter dem Antrieb einer plötzlichen Eingebung ließ Maud den Arm ihres Begleiters los, um geradewegs auf Frau Lucy Löwengard zuzugehen. Obwohl

diese ihr den Rücken wandte und sich in anscheinend sehr lebhafter Unterhaltung mit ihrer Nachbarschaft befand, mußte sie doch infolge eines überaus feinen Wahrnehmungsvermögens die Annäherung der Freundin bemerkt haben, denn sie drehte ihr sogleich das holdselige lächelnde Antlitz zu und kam ihr um einen Schritt entgegen.

„Kann man Deiner endlich einmal habhaft werden, meine teure Maud?“ rief sie, ihr beide Hände reichend. „Ich müßte Dir böse sein, wenn ich nicht wüßte, welche Fülle von Pflichten auf Deinen Schultern ruht. Laß Dich denn von Herzen beglückwünschen zu Deinem und zu Trauensteins Erfolg.“

Eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit war in ihren Worten wie in ihrem ganzen Gebahren, daß jeder Argwohn davor in nichts zerfließen mußte. Wie mißtrauisch Maud Forester auch trotz ihrer Jugend im allgemeinen gegen die Menschen war, an eine solche Virtuosität der Verstellung glaubte sie doch nicht, und während sie an Lucys Seite einen Teil des Saales durchschritt, gab sie sich dem eigentümlichen Zauber, der nun einmal für jedermann von der Person der jungen Witwe auszugehen schien, freudig und widerstandslos von

neuem gefangen. Schon dachte sie daran, ihr mit lachendem Munde Bericht zu erstatten von der abenteuerlichen Verleumdung, die man ihr soeben zugetragen, als eine kleine beiläufige Aeußerung der Freundin das Lächeln von ihren Lippen verscheuchte und sie mit seltsam funkelnden Augen aufblicken ließ.

„Ein liebreizendes Liedchen übrigens, dies „Liebeswerben" — hatte Frau Lucy gesagt, „voll Schwung und Feuer! — Trauenstein war eben noch in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens, als er die Verse dazu verfaßte."

„So kanntest Du das Gedicht schon, ehe Du es von mir hörtest?"

„O, ich kannte es schon, als Du noch ein ahnungsloses kleines Mädchen warst, meine süße Maud! — Wahrscheinlich wird sich unter meinen alten Erinnerungen auch noch das Stammbuch befinden, in welches Trauenstein mir die eben entstandenen Strophen geschrieben."

„Ins Stammbuch — Dir? — Und Du bist ganz sicher, daß Dein Gedächtnis Dich nicht täuscht?"

„Gewiß nicht, mein Liebling! — Ich war damals sogar sehr stolz darauf, daß ein Dichter

mir das Erstlingskind seiner Muse in aller Form als Huldigungsopfer darbrachte."

„Er hat es Dir also gewidmet? — Und es kann nicht etwa ein anderes, ein ähnliches Gedicht gewesen sein?"

Frau Lucy schüttelte mit großer Zuversicht das Köpfchen.

„Es ist Wort für Wort dasselbe! — Nicht einmal für den schlechten Reim „lieben" und „betrüben" hat er im Laufe der Jahre eine Besserung gefunden. Er mochte wohl meinen, daß lieben und betrüben ja im Leben nur zu gut aufeinander reimen."

Diese Bemerkung war sicherlich scherzhaft gemeint; aber Maud Forester befand sich nicht mehr in der Stimmung, in der man für Scherze empfänglich ist. Es war ein fremder, ein böser Zug, der sich da während der letzten Sekunden an ihren Mundwinkeln eingefunden hatte.

„Du sagtest mir neulich nicht, daß Du Baron v. Trauenstein bereits in Hamburg gekannt habest," warf sie mit merklicher Schärfe der Betonung hin; in Frau Lucy Löwengards heiterem Gesicht aber verriet sich nicht das kleinste Anzeichen von Verlegenheit.

„Erwähnte ich wirklich nichts davon?" fragte sie ganz unbefangen. „Vermutlich wird sich das daraus erklären, daß Du Dich nicht darnach erkundigt hast, mein Schatz."

„Du sprachst davon, daß ihr Euch auf Euren Reisen zufällig begegnet seid. Aber das wäre ja auch am Ende gleichgiltig, wenn ich nicht Grund hätte zu der Vermutung, daß Dir Trauenstein vor Deiner Heirat mehr gewesen sei, als nur ein guter Bekannter."

Auch jetzt zeigte sich die junge Witwe keineswegs betroffen, obwohl Mauds bebende Stimme ihrem feinen Ohr zur Genüge verraten haben mußte, wie es im Herzen der Amerikanerin aussah. Nur etwas wie leichte Verwunderung prägte sich für einen Moment in ihren Mienen aus.

„Und wenn er mir mehr gewesen wäre?" sagte sie sehr ruhig. „Welches Unrechts hätte ich mich dadurch schuldig gemacht?"

Da legte Maud ihre kleine kräftige Hand so fest auf den schönen weißen Arm, daß es ihre Freundin empfindlich schmerzte.

„Sage mir, Lucy — und ich beschwöre Dich, mir diesmal nicht auszuweichen —, sage mir, ob

Trauenstein der Mann war, den Du geliebt hast, ehe Du Frau Löwengard wurdest?"

Die junge Witwe schlug ihren Fächer auseinander und hinter den mächtigen Straußfedern desselben neigte sich das Köpfchen gegen Maud.

„Da Du mich auf das Gewissen fragst — ja! — Aber das ist längst vorüber, und ich begreife nicht, Du Närrchen, was Dich jetzt noch daran aufregen kann."

Sie erhielt keine Antwort mehr, denn mit einer jähen Bewegung, wie man sich von etwas Abscheuerregendem losmacht, hatte Maud sich von ihr abgewendet und sie mitten im Saal allein gelassen.

Frau Lucy Löwengard grub wohl für einen Moment die kleinen, schimmernden Zähnchen in die rosige Unterlippe; aber die zornige Aufwallung war nicht im stande, ihr die heitere Feststimmung dauernd zu verderben. Schon wenige Minuten später klang wieder ihr fröhliches Lachen aus einer dichten Gruppe von Herren und ihre Augen leuchteten so hell und in so unschuldiger Lebensfreude, wie diejenigen eines jungen Backfischchens, das staunend und entzückt die Wunder seines ersten Balles genießt.

9.

Ohne nach rechts oder links zu blicken, war Maud aus dem Festsaal geeilt.

Es steckte ein gutes Stück echter Yankeenatur in ihr, dessen war sie sich mit einem gewissen Stolz bewußt. Noch vor einer Stunde war sie ganz sicher gewesen, daß nichts sie würde überwältigen und zu Boden drücken können — nichts wenigstens von jenem kleinen, armseligen Leid, das sie so oft erbarmungslos verspottet hatte bei der Lektüre lyrischer Dichter oder bei den Seufzern empfindsamer Freundinnen. Und nun drohte ihre starke, elastische Natur dennoch zusammenzubrechen unter der Wucht des Schlages, der ihr tückisch und hinterlistig versetzt worden war, wie der feige Streich eines Meuchelmörders. Aber in die Empfindung des Schmerzes, von der ihr Herz zerrissen wurde, mischte sich freilich ein Gefühl wilden, unbändigen, heiß nach Befreiung ringenden Zornes, und das Bewußtsein ihrer Waffenlosigkeit und Ohnmacht

war es vielleicht vor allem, das ihr mit unwiderstehlicher Gewalt die Thränen in die Augen drängte.

In einem der letzten Seitengemächer, das nach dem Souper als Spielzimmer dienen sollte, ließ sie sich auf einen Stuhl niederfallen, schleuderte ihren kostbaren Spitzenfächer zu Boden, daß die mit Gold ausgelegten Perlmutterstäbe zerbrachen, und drückte laut aufschluchzend ihr Taschentuch an die Augen. All ihre stolze Selbstbeherrschung war dahin und minutenlang überließ sie sich ohne jeden Widerstand dem fessellosen Sturm ihrer leidenschaftlichen Verzweiflung.

Da gab es in ihrer unmittelbaren Nähe ein Gepolter, wie wenn ein schwerer Gegenstand niedergeworfen würde, und als Maud bei diesem Geräusch bestürzt emporfuhr, sah sie neben einem umgestürzten Stuhle den Privatsekretär ihres Vaters vor sich stehen. Dunkle Röte stieg in ihren noch thränenfeuchten Wangen auf, und indem sie rasch ihre Augen trocknete, sagte sie zornig:

„Wie, Herr Hellborn? Sie waren hier in diesem Zimmer? Und Sie haben mich belauscht?"

„Nicht freiwillig, Fräulein Forester!" erwiderte er ruhig und im Tone überzeugender Aufrichtig-

keit. „Ich hatte mich hierher zurückgezogen, weil ich mich drüben im Tanzsaal für leicht entbehrlich halten durfte, und der Fenstervorhang muß Sie bei Ihrem Eintritte verhindert haben, meine Anwesenheit wahrzunehmen. Als ich mich jetzt unbemerkt zu entfernen hoffte, stieß ich an einen Stuhl, und nur dieser Ungeschicklichkeit ist es zuzuschreiben, daß Sie überhaupt durch meinen Anblick belästigt worden sind."

Das war eine einleuchtende Erklärung, die ihn von dem Verdacht, absichtlich den Horcher gemacht zu haben, jedenfalls befreien mußte. Maud Forester mochte ihre ersten unfreundlichen Worte denn auch bereits bereuen, da sie, sich gleichsam entschuldigend, sagte:

„Ich fühlte mich nicht ganz wohl und war kindisch genug, mich davon für einige Minuten überwältigen zu lassen. Ich werde Sie nicht erst um Ihre Verschwiegenheit bitten müssen, nicht wahr?"

„Gewiß nicht!" versicherte er. „Aber wenn ich Ihnen vielleicht ein Linderungsmittel besorgen darf — ein Brausepulver oder ein Glas Wasser —"

Sie schüttelte ablehnend den Kopf, und hastig wie Jemand, der ohne viel Besinnen einer plötzlichen Eingebung folgt, sagte sie:

„Nein, ich danke Ihnen — es ist schon vorüber! Aber einen anderen Dienst können Sie mir erweisen, wenn Ihnen das Opfer nicht allzu schwer erscheint. Wollen Sie mich zu Tische führen?"

Sie sah ihn an und lachte; aber in ihren dunklen Augen schimmerte es noch feucht, und man brauchte kein Menschenkenner zu sein, um zu sehen, wie mühsam erzwungen ihre Heiterkeit war. Rudolf Hellborn mußte ihrem Benehmen wohl wie einem schwer zu lösenden Rätsel gegenüberstehen.

„Ich müßte Ihre Frage für eine große Ehre nehmen, Fräulein Forester", sagte er zögernd, „wenn ich nicht geneigt wäre zu glauben, daß es Ihnen dabei nur um einen Scherz zu thun ist."

Maud warf das Köpfchen zurück und eine kleine ungeduldige Falte zeigte sich zwischen ihren Brauen.

„Mein Gott, wie schwerfällig Sie sind! Wenn Sie fürchten, daß ich Sie nur zum Besten halten will, so nehmen Sie mich doch einfach beim Wort und halten Sie mich fest! Heute Nacht sind Sie unser Gast wie jeder andere, und Sie dürfen alle Rechte für sich beanspruchen, die irgend einem unter unseren Gästen zustehen."

Eine schmetternde Fanfare tönte vom Tanzsaal

herüber, und nun legte die junge Amerikanerin ohne weiteres ihre Hand auf Rudolf Hellborns Arm.

„Das ist schon das Signal zum Souper", plauderte sie weiter, noch ehe er antworten konnte. „Kommen Sie schnell, damit wir uns noch einen guten Platz erobern!"

In drei kleineren, dem Tanzsaal benachbarten Räumen waren die Speisetischchen aufgestellt, deren jedes nur Platz für vier Personen bot, während die Herbeischaffung der auf mächtigen Buffets aufgestellten Erfrischungen neben einem kleinen Heere von Lohndienern den Kavalieren selbst überlassen blieb.

Auf der Schwelle des ersten Zimmers trafen Maud und Hellborn mit dem Baron v. Trauenstein zusammen.

Rüdiger hatte die beiden schon aus einiger Entfernung wahrgenommen, und wenn sich zuerst ein lebhaftes Erstaunen in seinen Zügen gespiegelt hatte, so trat er ihnen jetzt mit sorglosem Lächeln entgegen.

Ohne von dem Dasein des Kandidaten auch nur mit einem flüchtigen Blick Notiz zu nehmen, wandte er sich gegen Maud.

„Seit zehn Minuten suche ich Sie gleich einer verlorenen Perle in allen Winkeln des Hauses.

Ich habe das Glück gehabt, uns zwei Plätze in angenehmster Gesellschaft reservieren zu können. Frau Lucy Löwengard und der Graf Treyssa werden unsere Tischgenossen sein, vorausgesetzt natürlich, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben."

Er schien nicht recht zu begreifen, warum Maud noch immer ihre Hand auf dem Arm des Privatsekretärs ließ, und er hielt es darum für angezeigt, Hellborn einen kaum mißzuverstehenden gebieterischen Blick zuzuwerfen. Aber er wich in aufrichtiger Bestürzung zurück, als Maud mit schneidender Kälte sagte:

„Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie in solcher Weise über mich verfügen, Herr Baron, und ich bedaure lebhaft, daß Sie sich die unnütze Mühe gemacht haben, nach mir zu suchen. Jedenfalls dürfte Sie der Augenschein überzeugen, daß ich den mir zugedachten Platz trotz der verlockenden Gesellschaft nicht mehr annehmen kann."

Sie machte Miene weiterzugehen, doch Trauenstein, der sehr rot geworden war, gab den Weg noch nicht frei.

„Ich hoffe nicht, daß ich diese Abweisung ernsthaft zu nehmen habe, mein gnädiges Fräulein! Abge-

sehen von allem andern, sind meine Rechte jedenfalls älter als diejenigen dieses Herrn da, und —"

„Wenn Sie ein so großes Gewicht auf die Berücksichtigung älterer Rechte legen, Herr Baron, so sollten Sie mir vielmehr Dank wissen, daß ich Ihnen die Freiheit dazu wiedergegeben habe! — Dort bei dem Professor Linau sind noch zwei Stühle frei, lassen Sie uns Platz nehmen, Herr Hellborn, ehe man sie mit Beschlag belegt hat."

Vor ihrer leichten, befehlenden Handbewegung war Trauenstein unwillkürlich zur Seite getreten, obwohl Maud ihm hätte vom Gesicht ablesen können, daß ihre spöttischen Worte ihm durchaus unverständlich geblieben waren. Aber sie gönnte ihm keinen Blick mehr und sie sah sich auch nicht ein einziges Mal nach ihm und seiner Tischgesellschaft um, als sie zwischen Hellborn und dem weißbärtigen Universitätsprofessor saß. Ihr Unwohlsein aber mußte völlig überwunden sein, da sie plötzlich eine so gute Laune und eine so ausgelassene Munterkeit an den Tag legte, wie Hellborn sie in gleichem Maße bisher niemals an ihr wahrgenommen hatte.

Und hatte er sich in dieser glänzenden, geräuschvollen Umgebung fremd und unbehaglich gefühlt, so lange er von niemandem beachtet worden war,

so wurde er darin jedenfalls nicht heimischer, seitdem die schöne Tochter des Hausherrn ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten fast überschüttete, seitdem ihre glänzenden dunklen Augen ihn oft eigentümlich herausfordernd anblitzten und ihr helles Lachen immer wieder in bestrickendem Wohllaut an sein Ohr tönte.

Sehr häufig hatten die aufwartenden Lohndiener auf Mauds gebieterischen Wink die breiten, flachen Kristallschalen mit schäumendem Champagner füllen müssen, und wenn Hellborn auch nur zögernd und mäßig trank, so spürte er die Wirkung des ungewohnten Feuerweines doch bald in dem rascheren Pulsieren seines Blutes und in einer gesteigerten Empfindlichkeit all' seiner Sinne. —

Da spielte die Musikkapelle im großen Saale von neuem zum Tanze auf, und die Speisezimmer leerten sich rasch. Nur eine kleine Zahl von Gästen, denen die Freuden der Tafel köstlicher scheinen mochten als alle anderen, blieb noch zurück, und unter ihnen war der Baron von Trauenstein mit seinen Tischgenossen.

Auch in diesem kleinen Kreise mußten dem rebenlaubumkränzten Bacchus recht ansehnliche Trankopfer dargebracht worden sein, denn es ging da

überaus lebhaft und lustig zu, und namentlich das blühende Antlitz Trauensteins war bis über die Stirn hinauf gerötet.

Rudolf Hellborn mußte hart an ihm vorübergehen, als er sich auf Mauds freundliche Blicke erhoben hatte, um ihr eine Frucht, nach der sie verlangte, von dem nächsten Büffet zu holen. In dem Moment, da er den Stuhl Trauensteins fast berührte, drehte sich der Baron mit einer ungemen Bewegung nach ihm um und sagte, indem er den Kandidaten scharf fixierte, in barsch befehlendem Tone:

„Bringen Sie uns etwas Champagner — aber von dem herben! — Haben Sie verstanden?“

Siedend heiß drängte Hellborn das Blut zu den Schläfen; aber obwohl es ihm vor den Augen flimmerte, hatte er noch Gewalt genug über sich, seinen Zorn zu bezwingen. Ohne ein Wort zu erwidern, ging er vorüber, wie wenn er die Anrede Trauensteins nicht vernommen oder sie doch wenigstens nicht auf seine Person bezogen hätte. Eine Minute später kam er desselben Weges zurück, den Kristallteller, auf welchen die für Maud bestimmten Früchte lagen, in der Hand. Er sah, daß Frau Lucy Löwengard sich gegen Trauenstein

neigte, um ihm etwas zuzuflüstern, das wohl eine Beschwichtigung oder eine Warnung sein mochte. Aber er sah auch, daß es dem Baron unverkennbar darum zu thun war, einen Skandal herbeizuführen, denn ehe noch Hellborn den Tisch erreicht hatte, stand er auf und trat ihm entgegen:

„Warum bringen Sie uns den Champagner nicht?“ herrschte er ihn an. „Wenn Sie auch vielleicht keiner von den eigentlichen Bedienten sind, so werden Sie doch hoffentlich nicht vergessen, in welcher Eigenschaft Sie sich hier befinden, und welche Rolle Sie in diesem Hause spielen.“

Es war unmöglich, einer Antwort auf diese wiederholten Herausforderungen noch länger auszuweichen, und selbst, wenn es solche Möglichkeit gegeben hätte, würde Rudolf jetzt nicht mehr Herrschaft genug über sich gehabt haben, sich ihrer zu bedienen.

„Ich weiß nicht, welchen Anlaß ich Ihnen gegeben habe, mich zu beleidigen,“ sagte er, den haßsprühenden Blick des anderen mit Festigkeit erwidernd, „aber ich weiß, daß Ihr Benehmen nicht das eines Mannes von Bildung, am wenigsten das eines Edelmannes ist.“

„Wollen Sie mich gute Sitte lehren?“ brauste

Trauenstein auf. „Soll ich mich von einem Schreiber hofmeistern lassen? Sind Sie denn überhaupt satisfaktionsfähig, Herr?“

„Ich kann mir die Antwort auf diese Frage ersparen; denn es kommt mir nicht in den Sinn, mich mit Ihnen zu schlagen. Ich habe Pflichten, die mir verbieten, mein Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen, nur weil es einem Trunkenen oder einem Raufbold einfällt, mich dazu zu zwingen.“

Trauenstein lachte höhnisch auf.

„Hat man jemals solche Unverschämtheit gesehen? — Danken Sie Gott, Herr, daß wir uns hier unter fremdem Dache befinden! Denn wenn Sie mir das an einem neutralen Orte gesagt hätten —“

Er hielt inne, und in seinem Gesicht zuckte es eigentümlich, da er plötzlich Maud Forester zwischen sich und seinem Gegner stehen sah. Sie war dem Schauplatz der peinlichen Szene ja so nahe gewesen, daß ihr weder die Ursache des Streites noch sein Verlauf hatten entgehen können, und der Blick, mit welchem sie jetzt über die reckenhafte Gestalt des Barons dahinstreifte, mußte ihm zur Genüge verraten, auf wessen Seite sie sich stellen würde.

„Nun, warum vollenden Sie nicht, Herr von Trauenstein?“ fragte sie spöttisch, und ihre helle, kalte Stimme war für jeden in dem rasch angewachsenen Zuschauerkreise verständlich. „Ich bin aufrichtig neugierig, zu erfahren, was Sie an jenem neutralen Orte gethan haben würden, damit ich Ihnen im Namen meines Vaters für Ihre zarte Rücksichtnahme auf die Grenzen des Gastrechtes danken kann.“

Trauenstein hatte sein Antlitz zu wenig in der Gewalt, als daß er trotz seiner straffen Haltung und seiner finster blickenden Augen die Verwirrung hätte verbergen können, in welche diese spöttische Anrede ihn versetzte. Ein paar Sekunden vergingen, ehe er die Worte für seine Erwiderung gefunden hatte, dann aber hielt er sich tadellos, indem er mit einer tiefen Verbeugung im höflichsten Tone sagte:

„Ich gestehe, diese Grenzen bereits überschritten zu haben, und da ich nach allen bisherigen Wahrnehmungen nicht hoffen darf, Ihre Verzeihung dafür zu erlangen, bleibt mir nur übrig, diejenige Strafe auf mich zu nehmen, die meinem Vergehen angemessen ist. Ich bitte Sie,

mein gnädiges Fräulein, mich Ihrem Herrn Vater zu empfehlen!"

Er ging, ohne seinen Gegner eines weiteren Blickes zu würdigen, und wenn die Mienen der Umstehenden einen halbwegs sicheren Schluß zuließen auf ihre Gedanken, so konnte es kaum zweifelhaft sein, daß ihre Sympathien viel mehr bei dem Beleidiger als bei dem Beleidigten waren. Und für eine kleine Spanne Zeit schien es nicht einmal unbedingt sicher, daß Maud Forester selbst eine Ausnahme davon machte. Wer das Zucken ihrer Lippen, wie die hastige, vielleicht halb unwillkürliche Bewegung ihres Köpfchens sah, der hätte wohl versucht sein können, zu glauben, daß sie den stolz Davonschreitenden zurückzurufen wünsche.

Doch nur für die Dauer weniger Herzschläge blieb sie in dieser unsicheren Haltung. Dann wandte sie sich mit einem geringschätzigen Achselzucken dem Eingange des Saales zu, und als sie gewahrte, daß Rudolf Hellborn ganz allein abseits stand, näherte sie sich ihm schnell und nahm abermals seinen Arm.

„Kommen Sie!" sagte sie mit vielleicht absichtlich erhobener Stimme. „Ich hoffe, der

Zwischenfall wird keinem von uns das Vergnügen verderben."

Während der ganzen nächsten Stunde ließ sie ihn nicht mehr von ihrer Seite, alle Aufforderungen zum Tanz beharrlich ablehnend. Es entging ihren klugen, aufmerksamen Augen nicht, daß unter den Ballgästen allgemach eine eigentümliche Bewegung entstand und daß sich immer mehr neugierige Blicke auf sie wie auf ihren Begleiter richteten. Die pikante Neuigkeit von der dramatischen Szene zwischen dem Baron und dem Privatsekretär des Herrn Forester mußte sich also schnell in der Gesellschaft verbreitet haben, und es war nicht zu verkennen, daß die Feststimmung dadurch nach und nach empfindlich beeinträchtigt wurde. Die Mehrzahl der Damen zog es vor, geheimnisvoll zu flüstern und zu tuscheln, statt sich dem Vergnügen des Tanzes hinzugeben, und früher, als es unter anderen Umständen wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, begann der Aufbruch der Gäste.

Maud machte keinen Versuch, einen von denen zurückzuhalten, die sich bei ihr verabschiedeten; aber sie hatte für jeden ein freundliches Wort, und ihre Züge wiesen auch dann nicht die geringste Veränderung auf, als Frau Lucy Löwengard am

Arme des eleganten Grafen Treyssa auf sie zurauschte, um ihr mit dem reizendsten Lächeln und in den herzlichsten Worten den Dank für die genossene Gastfreundschaft auszusprechen.

„Es bedarf keines Dankes,“ sagte sie nur, indem sie die dargebotene Hand mit den Fingerspitzen berührte. „Du hast mir diese bescheidene Gastfreundschaft ja mit verschwenderischer Großmut vergolten.“

Bei dem verbindlichen Benehmen der beiden Damen ahnte Graf Treyssa sicherlich nichts von dem ironischen Doppelsinn dieser Worte, und beim Verlassen des fast schon geleerten Saales sagte er zu seiner schönen Begleiterin mit dem Ausdruck aufrichtigsten Bewunderns:

„Wirklich ein ganz charmantes Mädel — diese kleine Forester! Eine richtige Offizierstochter hätte sich vorhin Trauenstein gegenüber nicht schneidiger benehmen können als sie.“

In bedingungsloser Zustimmung neigte Frau Lucy das Haupt und mit ihrer süßen, herzlichen Stimme erwiderte sie:

„Gewiß, Herr Graf! Sie wird ein unschätzbares Kleinod sein für den Mann, der sie dereinst besitzen darf; und ich bin glücklich, sie meine beste Freundin zu nennen.“

10.

„Gehen Sie nachher nicht sogleich auf Ihr Zimmer, denn Sie müssen mir noch eine halbe Stunde opfern.“

Diese Anweisung hatte William Forester kurz vor dem allgemeinen Aufbruch im Vorüberstreifen seinem Privatsekretär gegeben, und Rudolf Hellborn hielt es darum für seine Pflicht, nach der Entfernung sämtlicher Gäste auf die weiteren Verfügungen seines Chefs zu harren. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Forester eine Rechtfertigung seines Verhaltens in der häßlichen Szene mit dem Baron von ihm verlangen würde, und er sah voraus, daß die Erklärung, die er allein zu geben vermochte, den Amerikaner schwerlich befriedigen würde.

Aber in seiner gegenwärtigen Gemütsstimmung lag für ihn kaum etwas niederdrückendes in der Vorstellung, daß diese Nacht vielleicht die letzte sein könnte, welche er unter dem Dache des Ameri-

kaners zugebracht. Das Gefühl, das er beim ersten Betreten der Villa gehabt, und das ihn seitdem nicht eine Stunde lang verlassen — das Gefühl des Verirrtseins in eine fremde und trotz ihrer verlockenden Schönheiten für ihn reizlose Welt — war niemals mächtiger in ihm gewesen, als in dem Moment, da Maud Forester ihr Benehmen gegen ihn in so überraschender Weise geändert hatte.

Er hatte ihren Hochmut ertragen können in dem Bewußtsein, daß seine abhängige Stellung ihm nicht gestatte, besondere Ansprüche zu erheben, und er hatte sich diesem Hochmut gegenüber mit einer gewissen stolzen Zurückhaltung wappnen können, die ihm auch in kritischen Augenblicken vor dem eigenen Empfinden seine Würde und Selbstachtung wahrte. Nun war ihm während der letzten Stunde durch Maud Foresters glänzende Augen und durch ihr bestrickendes Lachen diese seine einzige Waffe mit spielender Leichtigkeit entwunden worden. Inmitten des bunten Festestreibens und mit dem leichten Champagnerrausch im Blute hatte er zuletzt wirklich vergessen, daß dies alles nichts anderes sein konnte, als eine Komödie auf seine Kosten. Er erinnerte sich kaum noch, was Maud zu ihm gesprochen und was er

ihr geantwortet hatte; aber er hatte doch die sichere Empfindung, daß es ganz anderer Art gewesen sei, als alle ihre früheren Unterhaltungen. Und jetzt, wo ihm mit einer gewissen Ernüchterung auch die klare Erkenntnis seiner Lage zurückkehrte, sagte er sich, daß er es nicht leicht würde ertragen können, wenn morgen die Faschingskomödie mit einem Schlage zu Ende sein und das alte, demütigende Verhältnis zwischen Herrn und Diener wieder an ihre Stelle treten sollte.

Eine wohlbekannte, rauh klingende Stimme störte ihn aus seinen Grübeleien auf. William Forester erteilte im Nebengemach seinem Kammerdiener in englischer Sprache einen Befehl und kam dann, sich die feuchte Stirn mit dem seidenen Taschentuche trocknend, auf Hellborn zu.

„Ah, es ist gut, daß Sie da sind!“ sagte er. „Lassen Sie uns in mein Arbeitszimmer gehen — ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Schwerfällig und fortwährend halblaute, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, stieg er die Treppe empor. Als sein Sekretär hinter ihm in das hell erleuchtete Gemach eingetreten war, wandte er sich plötzlich nach ihm um und sah ihn unter den schweren, verschwollenen

Augenlidern hervor ein paar Sekunden lang forschend an.

„Sie haben einen Streit mit dem Baron von Trauenstein gehabt! Man sagte mir, daß Sie ihn einen ungebildeten Menschen und einen Raufbold genannt hätten!“

„Ich weiß nicht, ob es gerade diese Worte waren, deren ich mich bediente,“ erwiderte Hellborn ruhig, „aber daß ich mich in ähnlichem Sinne gegen den Baron geäußert habe, gebe ich zu. Sein Benehmen nötigte mich, eine solche Sprache zu führen, und ich vermag mir kein Verschulden an dem bedauerlichen Vorfall beizumessen.“

Forester hatte ihn während seiner Entgegnung unverwandt angestarrt; nun legte er die Hände auf den Rücken und begann in seiner schleppenden Weise auf und nieder zu gehen.

„Wissen Sie auch, was die Folge sein wird, mein Lieber? Der Baron von Trauenstein wird mein Haus nicht wieder betreten, es sei denn, daß Sie ihm in aller Form Abbitte leisten — oder daß ich Sie entlasse.“

„So werden Sie sich für diese letztere Genugthuung entscheiden müssen, Herr Forester! Denn eine Abbitte kann für mich nicht ernstlich in Frage

kommen. Ich war es, der ohne jeden Grund wiederholt absichtlich und gröblich beleidigt wurde, und wenn ich überhaupt etwas zu beklagen habe, so ist es einzig die übergroße Nachsicht, welche mich der ersten Herausforderung gegenüber schweigen ließ."

Forester, der an seinen Schreibtisch getreten war, schlug mit der flachen Hand auf die Platte desselben, daß es schallte.

„Ja, wahrhaftig, das ist es, was Sie beklagen sollten!" rief er aus, „zum Henker mit dieser verwünschten hochmütigen Gesellschaft! — Sie haben es ihm gut gegeben, mein Junge! — Sie haben sich besser gehalten, als ichs Ihnen zugetraut hätte. Und ich sollte ihm das Vergnügen machen, Sie deshalb wegzujagen? — Der wäre der Letzte, dem zu Liebe ich auch nur den kleinen Finger rühren möchte!"

Hellborn glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Was er da vernahm, war genau das Gegenteil von dem, was er zu hören erwartet hatte; aber es machte trotz des Lobes, das ihm dabei gespendet wurde, einen keineswegs angenehmen Eindruck auf ihn.

Erst jetzt bemerkte er, daß das Aussehen des

Amerikaners dasjenige eines halb Berauschten war, und daß sein Gebahren wie seine Ausdrucksweise diesen Anschein nur bestätigen konnten. Unter dem fatalen Druck der Wahrscheinlichkeit, daß Forester morgen bereuen würde, was er jetzt zu ihm gesprochen, suchte der junge Mann die Unterredung durch einen raschen Rückzug zu beenden.

„Wenn Sie mir dann also gestatten wollen, mich auf mein Zimmer zu begeben —"

„Oho, weshalb sind Sie so eilig? — Die Nacht ist nun einmal verschwendet, und wenn man so und so viele Stunden lang Gesichter geschnitten und verlegene Redensarten gewechselt hat, ist man froh, ein paar vernünftige Worte mit einem anständigen Menschen reden zu können. Und Sie sind ein anständiger Mensch, Hellborn, kein Spion, wie ich bis zu diesem Abend geglaubt hatte. Geben Sie mir Ihre Hand, wir wollen gute Freunde bleiben."

In peinlichster Verlegenheit ließ es Hellborn geschehen, daß Forester seine Hand in die bärenhafte Rechte nahm und sie so herzhaft drückte, als ob er alle Knochen zerbrechen wollte. In sichtlich höchst behaglicher Stimmung lachte der Amerikaner in sich hinein.

Hellborn stand wie auf Kohlen und wartete mit immer größerer Sehnsucht auf das Wort, das ihn entlassen sollte. Aber statt dessen schlug ihm William Forester plötzlich derb auf die Schulter und fuhr mit der jovialen Vertraulichkeit eines Berauschten fort:

„Was stehen wir nun eigentlich da und schwatzen mit trockenen Kehlen wie die Akademieprofessoren! — Kommen Sie! — Ich habe da einen Winkel, in dem sichs besser hausen läßt, als hier zwischen diesen verdammten Teppichen und Polstern."

„Er legte den Arm um seinen Nacken und wollte ihn mit sich fortziehen, aber Hellborn setzte ihm diesmal einen wirklichen Widerstand entgegen.

„Ich bitte mich zu entschuldigen, Herr Forester, denn ich fühle mich zu abgespannt, als daß ich einen unterhaltenden Gesellschafter abgeben könnte."

„Unsinn! — Ich habe hier oben einen Tropfen, der Ihnen die Müdigkeit verscheuchen wird! — Oder bin ich Ihnen vielleicht zu ungebildet, als daß Sie mir die Ehre erweisen möchten, mit mir zu plaudern?"

Eine drohende Zornesfalte erschien über seiner Nasenwurzel. Es war kein Zweifel, daß seine

Freundlichkeit sich sofort in das Gegenteil verkehren würde, wenn Hellborn auf seiner Weigerung bestand. Da Rudolf jetzt noch mehr als zuvor davon überzeugt war, daß der nächste Tag der letzte seines Aufenthaltes in diesem Hause sein würde, hegte er den begreiflichen Wunsch, wenigstens jeder weiteren stürmischen Szene vor seiner Verabschiedung nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen Er widersprach daher dem Verlangen seines Brotherrn nicht weiter und als Forester — nachdem er den Schlüssel aus der Tasche gezogen und die kleine Tapetenthür geöffnet hatte — ihm gebieterisch zuwinkte, trat er nicht ohne eine kleine Regung der Neugier in den dahinter liegenden Raum.

Eine Ueberraschung war es allerdings, welche ihm da zu teil wurde, aber eine Ueberraschung, welche gleichzeitig eine merkwürdige Enttäuschung in sich schloß. Denn mit einem einzigen Schritt sah sich Rudolf Hellborn aus dem prächtig und kostbar ausgestatteten Wohnraume in eine kahle, armselige Kammer versetzt, die jedenfalls viel weniger behaglich und anheimelnd war, als das Stübchen des kleinen Fräuleins Scheibel. Ein Eckschrank aus rotlackiertem Tannenholz, ein Tisch

und mehrere Stühle einfachster Art bildeten die gesamte Ausstattung, und die von der Decke herabhängende, trübe brennende Lampe warf ihr kümmerliches Licht nur noch auf einige an den Wänden angebrachte Bilder, deren Auswahl einen nicht eben günstigen Schluß auf den Geschmack und die künstlerischen Neigungen ihres Besitzers gestattete.

Der Amerikaner hatte, nachdem er hinter seinem Sekretär eingetreten war, die einzige Thür des Zimmers sorgfältig wieder verschlossen, und das Erstaunen, das deutlich genug in Hellborns Mienen zu lesen war, belustigte ihn unverkennbar nicht wenig.

„Ein nettes Schmollwinkelchen — nicht wahr?“ fragte er lachend. „Schlicht und einfach — die vollständige Rückkehr zur Natur! — Es hat eben jeder seinen besonderen Geschmack, und ich sehe nicht ein, weshalb gerade ich mirs versagen soll, dem meinigen zu folgen. Einer richtet sich eine altdeutsche Kneipecke ein — der andere eine orientalische, und ich — nun ich halte es mit der Einfachheit und Gemütlichkeit! Da — setzen Sie sich, mein Junge, und sagen Sie mir, was Sie trinken wollen! — Bordeaux oder Rheinwein? Es ist von diesem wie von jenem genug da für

uns beide und ein besserer Tropfen überdies, als Sie ihn da unten gekostet haben."

Hellborn erklärte mit Bestimmtheit, daß er nichts mehr trinken würde, aber der gastfreundliche Hausherr kümmerte sich sehr wenig um diesen Einwand. Er machte sich an dem roten Eckschrank zu schaffen und brachte aus demselben zwei schlanke, langhalsige Flaschen und zwei gewöhnliche Wassergläser zum Vorschein, die er geräuschvoll auf den Tisch niedersetzte.

„Steinberger Kabinett vom Jahre 1846. — Nun noch einen Nasenwärmer und die Sitzung kann beginnen! Sie für Ihren Teil werden wahrscheinlich eine Zigarre vorziehen."

Hellborn lehnte auch diese ab und Forester, der mit augenfälligem Behagen eine kurze, beizenden Qualm verbreitende Thonpfeife in Brand gesetzt hatte, verlor nicht viel Zeit mit weiteren Notizen. Aber er füllte die beiden Wassergläser bis zum Rande mit dem goldig blinkenden, verführerisch duftenden Naß und hob das seinige empor.

„Prosit! Und bis auf den letzten Tropfen!"

Wie Wasser hatte er das edle Getränk hinabgestürzt, während Hellborn zwar aus Höflichkeit

das Glas ebenfalls zum Munde geführt, aber kaum die Lippen benetzt hatte.

„Sie sind ein Schwächling!“ meinte Forester gutmütig. „Aber grämen Sie sich nicht weiter darüber — auch das läßt sich mit der Zeit überwinden! — Als ich in Ihren Jahren war, konnte ein einziger Schluck Branntwein mich über den Haufen werfen und ich habe Hohn und Spott genug deshalb einstecken müssen! — Aber es gewöhnt sich — und der schöne Bill hat später noch manchen von denen unter den Tisch getrunken, die sich damals über ihn lustig gemacht.“

Er lachte selbstzufrieden vor sich hin und füllte sein Glas zum zweiten Mal, ohne darauf zu achten, daß seine zitternde Hand einen Teil des köstlichen Rebensaftes auf die Tischplatte verschüttete. Daß sein Gesellschafter zum Plaudern ebensowenig geneigt schien, als zum Trinken, machte ihm offenbar wenig aus. Nachdem er ein paar Minuten lang unausgesetzt dichte Wolken beizenden Rauches von sich geblasen hatte, fuhr er mit der Redseligkeit eines Trunkenen fort:

„Sie wundern sich über mich, nicht wahr? Es dünkt Sie vielleicht unpassend, daß ich so offen von gewissen Dingen aus meiner Vergangenheit

rede; aber ich thue es auch nur ausnahmsweise und weil ich weiß, daß Sie ein anständiger Kerl sind. Wenn man beständig in einer wahren Todesangst darauf bedacht sein muß, den Leuten zu verbergen, daß man einmal ein armer Teufel gewesen, so ist man herzlich froh, den Komödienplunder wenigstens einmal auf eine halbe Stunde über Bord werfen zu können."

„Warum aber müßten Sie das vor den Leuten verbergen?" warf Hellborn ein, da Forester ihn fragend ansah. „Gilt es doch vielmehr mit Recht für verdienstlich und ehrenvoll, wenn ein Armer sich zu Wohlhabenheit und Ansehen emporarbeitet."

Der Amerikaner schlug ein heiseres Gelächter auf. „Je nachdem, mein Söhnchen, je nachdem! Wenn Sie eines Tages ein berühmter Professor oder so was dergleichen sein werden, so mögen Sie immerhin der Welt verkünden, daß Sie in Ihrer Jugend Stiefel gewichst oder Zeitungen ausgetragen haben! Aber das dürfte doch nicht für jedermann ratsam sein! Wenn Sie in Ihrer Jugend nach einander Goldgräber, Viehtreiber und Schankwirt gewesen wären und Sie wollten später von den Leuten für einen vornehmen und respektablen Mann angesehen werden, so müßten Sie

sich eben in Acht nehmen, auch nur ein Sterbenswörtchen von Ihrer bescheidenen Vergangenheit laut werden zu lassen."

Er trank sein Glas zum dritten Male bis auf den letzten Tropfen leer und streckte die Hand nach der zweiten Flasche aus, um sie zu entkorken. Aber er führte diese Absicht nicht aus, sondern richtete sich, einem neuen Gedanken folgend, schwerfällig von seinem Stuhl in die Höhe.

„Es ist ein gutes Getränk, aber es ist bei Licht besehen doch nur ein Getränk für Weiber. Man spürt es allenfalls auf der Zunge, doch nicht in der Kehle und nicht im Magen. Wir wollen noch einen ordentlichen Schlaftrunk nehmen, bevor wir zu Bett gehen — etwas, das sich besser für wetterfeste Männer geziemt."

Er tappte abermals nach dem Eckschrank und kehrte mit einer Flasche zurück, aus welcher er sein Glas mit einer wasserhellen Flüssigkeit mehr als zur Hälfte füllte; der eigentümliche Geruch konnte Hellborn nicht darüber im Zweifel lassen, daß dieselbe in irgend einem starken Branntwein bestand.

„Uebrigens — da wir ja unter uns sind und ganz offen mit einander reden: gestehen Sies nur

ein, daß Ihnen Lincoln Greaves schon Verschiedenes davon verraten hat — — he?"

„Ich verstehe Sie nicht ganz! Wann sollte Herr Greaves mir etwas verraten haben?"

„Ach stellen Sie sich doch nicht so unschuldig! Ich weiß ja zur Genüge, daß man dem verwünschten Fuchs nicht weiter trauen darf, als man ihn mit den Augen verfolgen kann. Er hat Ihnen da sicherlich gesagt, daß Sie sich stellen müßten, als ob Sie nichts von meiner Unwissenheit bemerkten."

„Nicht ein Wort! Ich erklärte Ihnen schon einmal, daß Herr Greaves mir keinerlei Verhaltungsmaßregeln gegeben hat."

„Ta — ta! — Wer Ihnen das glaubt! Ich kenne meinen alten Freund besser! Aber das ist ja auch ganz gleichgiltig! Mag er Ihnen doch gesagt haben, was ihm beliebt. — Ich bin aus der Hefe des Volkes hervorgegangen — was weiter? An den Orten, wo ich meine Jugend zugebracht, wird allerdings kein Lateinisch gelehrt und kein Kolleg über allerlei wissenschaftlichen Krimskrams gelesen; denn man braucht seine Geisteskräfte zu viel wichtigeren Dingen. Man verschafft sich seine Kenntnisse auf eigene Faust; aber es sind nicht immer die schlechtesten, zu denen

man auf solche Weise gelangt. Es giebt ja Leute, die in späteren Jahren nachholen, um was sie in der Jugend an Schulweisheit zu kurz gekommen sind; ich aber habe mein Leben lang nicht Muße genug dazu gehabt. Wenn man abwechselnd die Spitzhacke, den Lasso oder den Revolver in die Hand nehmen muß, würde man die Lust zu den Büchern verlieren, selbst wenn da unten überhaupt welche aufzutreiben wären. Und ich bin auch so durch die Welt gekommen, wie Sie sehen. Ich habe den Yankees abgeguckt, wie mans machen muß, und ich sage Ihnen, mein Junge, ich bin da in die allerbeste Schule gegangen! — Ja, die Yankees — das sind meine Leute!"

Und indem er mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch schlug, daß Gläser und Flaschen klirrten, begann er plötzlich mit mißtönender Stimme und nach einer sehr willkürlichen Melodie einen jener Yankee-Doodle zu singen, wie sie die Negersänger in Cafés Chantants zum besten zu geben pflegen.

„Prosit, Freundchen!" rief er, nachdem er geendet. „Amerika soll leben! Amerika — das Land der Freiheit und der Glückseligkeit!"

Es war nicht ein Tröpfchen mehr im Glase,

und wenn William Forester, so lange er beim Wein geblieben war, seine Trunkenheit noch hatte leidlich verbergen können, so traten jetzt alle Kennzeichen eines schweren Rausches desto widerwärtiger an ihm zu Tage.

Aus der sangeslustigen Fröhlichkeit schlug seine Stimmung plötzlich in das Gegenteil um, und indem er den Kopf in die Hand stützte, begann er nach einer kleinen Weile in fast weinerlichem Ton:

„Ja, das Land der Glückseligkeit! — Weißt Du, was Glückseligkeit ist, mein Junge? — Nein, Du weißt es nicht — Du kannst es nicht wissen; denn Du hast ja kein Weib gehabt, wie ich eines hatte! — Ach, ich sage Dir: sie war schön, schön wie ein Engel — und all das rote Gesindel hatte vor ihrer sanften Schönheit mehr Respekt, als vor einem scharf geladenen Sixshooter! — Und dann das Kind — das Kind! — Ja, wenn ich nur wenigstens das liebe kleine Kind hätte behalten können! Wenn es so um mich herum spielte — und an meinem Knie in die Höhe krabbelte und mich ansah aus seinen großen Himmelsaugen —“

Die Stimme versagte ihm, und sein mächtiger Brustkasten erbebte unter heftigem Schluchzen.

Man konnte sich nichts Widerwärtigeres denken, als diesen unmännlichen Ausdruck einer lediglich durch den Rausch hervorgerufenen Gemütsbewegung.

Rudolf Hellborn fühlte sich außer Stande, noch länger einen Teilnehmer dieser wüsten und abscheulichen Szene zu machen. Er stand auf und erklärte mit Bestimmtheit, daß die Müdigkeit ihn zwinge, sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Aber William Forester stierte ihn nur mit einem verständnislosen Blick seiner geröteten Augen an und fuhr — ohne sich im mindesten an jenen Wunsch zu kehren — stammelnd und schluchzend fort:

„Aber es war meine eigene Schuld! — Ich — ich selbst habe sie gemordet — das Weib wie das Kind! — Ins Elend habe ich sie hinausgestoßen, und da sind sie verhungert — verhungert — verhungert —“

Seine Worte verloren sich in ein unverständliches Gemurmel, und er legte den Kopf schwer auf den Tisch. Hellborn war zwar zur Thür gegangen, um sich zu entfernen; aber als er die Hand auf den Drücker legte, gewahrte er, daß Forester zugeschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte.

„Ich bitte Sie, mir die Thür zu öffnen!“

sagte er, „denn ich glaube, meine Pflicht nunmehr wahrlich mehr als zur Genüge erfüllt zu haben.“

Doch der Hausherr war sichtlich außer Stande, sein Verlangen überhaupt zu begreifen. Nur den Sinn eines einzelnen Wortes hatte sein umnebeltes Gehirn noch zu fassen vermocht.

„Pflicht — Pflicht! — Ja, wer mir zur rechten Zeit gesagt hätte, was meine Pflicht sei! Ich hätte es ja nur noch sechs Monate auszuhalten brauchen — nur noch sechs Monate!“

„Ich bitte Sie um den Schlüssel zu dieser Thür!“ wiederholte Hellborn fast im Tone eines Befehls. „Es kann Ihnen unmöglich erwünscht sein, daß ich die Dienerschaft herbeirufe oder mich mit Gewalt befreie.“

Er hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als von draußen laut und ungestüm an die Tapetenthür geklopft wurde.

„Oeffne mir, Papa! — Ich verlange, daß mir auf der Stelle geöffnet werde!“

Mit Entsetzen hatte Rudolf Hellborn in der Stimme, welche diese Worte rief, diejenige Mauds erkannt. Bestürzt wandte er sich nach Forester zurück, und er sah, daß dieser trotz seines Rausches

von nicht geringerem Schrecken ergriffen war, als er selbst.

Der Amerikaner war halb in die Höhe gefahren und hatte, um sich auf den Füßen zu erhalten, beide Hände auf den Rand des Tisches gestützt. Seine weit aufgerissenen Augen waren mit einem Ausdruck unsäglicher Angst auf die Thür gerichtet, und wie ein Stöhnen kam es über seine Lippen, da das Klopfen abermals und noch stürmischer wiederholt wurde.

„Geben Sie mir den Schlüssel!“ drängte Hellborn leise, indem er dicht an ihn herantrat, „und dann bleiben Sie jedenfalls hier auf Ihrem Platze, denn Ihre Tochter darf unter keinen Umständen wahrnehmen, in welchem Zustande Sie sich befinden.“

„Nein, nein, sie — sie darf es — nicht — wahrnehmen!“ stotterte Forester in jämmerlicher Hilflosigkeit nach. „Rette mich, mein Junge, rette mich! — Ach, ich bin — ein — ein so unglücklicher Mann!“

Nach mehreren vergeblichen Bemühungen war es ihm endlich gelungen, den Schlüssel aus der Tasche Foresters zu ziehen, und Hellborn drückte ihn fast gewaltsam auf seinen Stuhl zurück, indem

er ihn noch einmal eindringlich ermahnte, sich ganz ruhig zu verhalten.

Dann öffnete er die Thür, sorgfältig darauf bedacht, der Einlaß Begehrenden durch seinen eigenen Körper den unerfreulichen Anblick ihres Vaters zu entziehen.

Wenn in seinem Herzen jemals eine Empfindung von Zorn oder Groll gegen die Tochter seines Brotherrn gewesen wäre, so hätte dieser einzige Augenblick hinreichen müssen, sie in tiefes Mitleid zu verwandeln. Die da vor ihm stand, war nicht mehr dieselbe, welche ihn bei seiner ersten Vorstellung einem so seltsamen Verhör unterworfen hatte — es war auch nicht mehr dieselbe, welche vorhin an seiner Seite lachend, plaudernd und in siegesgewisser Schönheit durch die glänzenden Festräume geschritten war, sondern es war ein verzweifeltes Weib, dem Scham und Schmerz in leserlichen Zügen auf das jugendliche Antlitz geschrieben waren.

Sie war nicht mehr in ihrem Ballkleide, sondern ein mit Bändern und Schleifen geschmückter Schlafrock von weißem Tuche floß weich um ihre zierliche, feingliederige Gestalt. Wahrscheinlich also hatte sie sich bereits zur Ruhe begeben, als William

Foresters lärmender Gesang sie wieder aufgescheucht und hierher getrieben hatte.

Mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor Rudolf Hellborn; dieser aber kam ihrer Anrede zuvor, indem er sagte:

„Ihr Herr Vater befindet sich, wie ich glaube, nicht ganz wohl, und ich bitte Sie, für jetzt auf eine Unterhaltung mit ihm zu verzichten. Ich hoffe, daß Herr Forester mir gestattet, ihn in sein Schlafzimmer zu geleiten.“

Maud verstand den bittenden Blick, welchen er dabei auf sie richtete, und mit einem tiefen Aufatmen trat sie von der Schwelle zurück, das Gesicht gegen die Fenster des Arbeitszimmers gewendet, so daß sie nichts mehr von dem wahrnahm, was hinter ihr geschah.

Schwerfällig stützte sich der Amerikaner auf die Schulter seines Sekretärs, und so widerwillig nur verrichteten ihm die Füße ihren Dienst, daß Hellborn ihn mehr tragen als führen mußte. Aber er ließ doch wenigstens ohne Sträuben alles mit sich geschehen. Das Kinn war ihm auf die Brust herabgesunken, und er bewegte fortwährend die Lippen, ohne Worte zu sagen. Scheu irrte sein Blick unter den schweren Lidern hervor an der

Gestalt seiner Tochter vorüber, und wie ein Seufzer der Erleichterung hob es seine mächtige Brust, als die Thür des Arbeitszimmers hinter ihm zugefallen war.

„Sie sind ein braver Kerl —“ stammelte er, „ein braver Kerl — ich — ich werde Ihnen das nicht vergessen.“

In der Thür des Schlafgemachs trat ihnen Foresters Kammerdiener entgegen. Er verzog keine Miene beim Anblick seines Herrn, über dessen Zustand er nicht wohl im Zweifel sein konnte, und er verschmähte es, eine Antwort zu geben, als Hellborn auch hier mit dem Märchen von einem plötzlichen Unwohlsein die Ehre des Amerikaners zu retten versuchte.

Aber er begann sogleich mit großer Geschicklichkeit den vollständig Willenlosen zu entkleiden und bedeutete den Sekretär durch einen nicht mißzuverstehenden Blick, daß seine weitere Anwesenheit vollkommen überflüssig sei.

11.

Maud Foresters weiße Gestalt stand noch in der Thür des Arbeitszimmers, als Hellborn den Gang zurückschritt, und die schönen Augen waren aus dem blassen traurigen Gesicht mit so eigentümlichem Ausdruck auf ihn gerichtet, daß er unmöglich, wie es zuerst seine Absicht gewesen war, mit stummem Gruße an ihr vorübergehen konnte.

„Ich fürchte nicht, Fräulein Forester, daß das Befinden Ihres Vaters Anlaß zu Besorgnissen giebt,“ wollte er beginnen, aber sie lehnte seine beruhigenden Worte mit einem Kopfschütteln ab und bedeutete ihn durch eine bittende Handbewegung, in das Zimmer zu treten.

„Geben Sie sich keine Mühe, die wohlgemeinte Lüge aufrecht zu erhalten!“ sagte sie, als er ihrem Wunsche Folge geleistet hatte, mit fast tonloser Stimme. „Ich erlebe das, was hier geschehen ist, ja nicht zum ersten Mal.“

Sie war an den Schreibtisch getreten und ihre Finger beschäftigten sich mechanisch mit den darauf liegenden Papieren; Hellborn wäre glücklich gewesen, ihr jetzt ein Wort des Trostes sagen zu können; aber etwas, was sie wirklich zu beruhigen und aufzurichten vermocht hätte, wollte ihm nicht in den Sinn kommen, und ihr Schmerz dünkte ihm zu heilig für eine jener nichtssagenden Redensarten, mit denen gesellschaftliche Gewandtheit sich wohl auch in solchen Lagen zu helfen weiß.

So verharrte er in verlegenem Schweigen, und Maud fuhr, ohne die Augen zu ihm zu erheben, nach einer kleinen Weile fort:

„Da Sie soviel gesehen haben, wäre es thöricht, über die traurige Wahrheit wie über etwas gar nicht Vorhandenes hinweggehen zu wollen. Sie sind zum Zeugen der unglückseligen Schwäche meines Vaters geworden, und daß Sie dieselbe vor mir zu verheimlichen suchten, obwohl Ihnen Abscheu und Ekel auf dem Gesicht geschrieben standen, macht Ihrer Ritterlichkeit alle Ehre. Ich fühle mich gedrängt, Ihnen dafür zu danken."

Sie reichte ihm ihre Hand und er fühlte, daß diese kleine Hand eiskalt war wie die einer Toten.

„Sie hätten jetzt nicht hierher kommen sollen,

Fräulein Forester," sagte er endlich mit warmer Teilnahme. „Gerade wenn Sie die Wahrheit ahnten, hätten Sie nicht kommen sollen!"

„Gab es denn ein anderes Mittel, dieser Szene ein Ende zu machen?" fragte sie mit Bitterkeit zurück. „Sie haben ja gesehen, welche gute Wirkung mein Erscheinen übte."

Wieder wußte er ihr nichts zu antworten und dann sagte sie plötzlich:

„Soll ich Ihnen verraten, welcher Gedanke Sie in diesem Augenblick ausschließlich beschäftigt?"

„Mich, Fräulein Forester?"

„Ja! — Sie denken darüber nach, wie Sie morgen Ihre Flucht aus diesem Hause am besten werden ins Werk setzen können. Denn Sie sind fest entschlossen, uns zu verlassen — nicht wahr?"

„Ich bin allerdings der Meinung, daß unter den obwaltenden Umständen meines Bleibens hier nicht länger sein kann. Das heutige Vorkommnis mit dem Baron von Trauenstein —"

Wie in einer Aufwallung von Ungeduld warf sie den Kopf zurück und sah zu ihm auf.

„Sie sollten nicht nach einem leeren Vorwand suchen, Herr Hellborn! — Oder hat Ihnen irgend Jemand in unserem Hause gesagt, daß Sie dem

Baron gegenüber im Unrecht gewesen seien, daß Sie bei dem Zusammenstoß mit ihm unwürdig oder unehrenhaft gehandelt hätten?“

„Niemand hat mir einen derartigen Vorwurf gemacht, Fräulein Forester — und doch —“

„Nein, nein, Sie dürfen sich nicht auf diesen Vorfall berufen, wenn ich noch länger an Ihre Aufrichtigkeit glauben soll. — Es liegt ja auch klar zu Tage, was Sie vertreibt! Und Sie sind fest entschlossen, zu gehen — fest und unwiderruflich?“

Er hatte allerdings noch vor wenig Minuten seinen Entschluß für einen unerschütterlichen gehalten. Nun aber schien von diesem zierlichen Geschöpf, das in beinahe demütiger Haltung vor ihm stand, eine geheimnisvolle Macht auszugehen, der sich nur schwer widerstehen ließ. Seine Festigkeit war ins Schwanken geraten; doch in dem Moment, da er die Lippen öffnen wollte, tauchte wieder das brutale, vom Rausch gerötete Gesicht William Foresters vor seiner Erinnerung auf. Er meinte, den widerwärtigen Duft des Branntweins zu spüren und wie ein Schauer unsäglichen Ekels überrieselte es seinen Leib.

„Ich sehe keine Möglichkeit mehr, wie sich

mein Verhältnis zu Ihrem Herrn Vater in Zukunft zu einem erträglichen gestalten ließe," erwiderte er, diesem mächtigen Eindruck gehorchend. „Auch ihm dürfte meine Entfernung sicherlich nur willkommen sein."

Mit unverkennbarer Spannung hatte Maud seiner Antwort entgegengesehen. Nun ergriff sie einige der Papiere, die im Bereiche ihrer Hände lagen, und knitterte sie, unbekümmert um ihren Inhalt, zu einem Knäuel zusammen. Ihr Atem ging rascher; es mochte ein harter Kampf sein, den sie da in ihrem Innern zu bestehen hatte.

„Und es würde auch keinen Einfluß auf Ihren Vorsatz haben, wenn — wenn ich Sie herzlich und dringend bäte, zu bleiben?"

„Sie, Fräulein Forester?" fragte er verwirrt. „Was könnte Ihnen an meinem längeren Verweilen gelegen sein?"

„Ich kann mich darüber nicht ohne Rückhalt aussprechen — wenigstens nicht in diesem Augenblick! Aber ich versichere Ihnen, daß Sie mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen und daß Sie ein Werk der Menschlichkeit verrichten würden, wenn Sie blieben."

Es war ein Ausdruck in ihren langsam ge-

sprochenen Worten, wie wenn sie jedes von ihnen ihrem Stolze mühsam hätte abringen müssen; aber gerade deshalb mußte die Wirkung auf Rudolf Hellborn eine um so tiefere sein.

„Einem solchen Werke werde ich mich niemals entziehen, soweit meine Kräfte dazu reichen," sagte er ernst. „Wenn Sie es denn wünschen, so werde ich bleiben — so lange wenigstens, bis Sie mir sagen, daß eine geeignete Persönlichkeit gefunden ist, mich zu ersetzen."

„Auch wenn Sie genötigt wären, in der allernächsten Zeit — vielleicht schon in wenig Tagen — mit uns Berlin zu verlassen?" Mein Vater beabsichtigt, zur Kräftigung seiner Gesundheit eine große Reise zu unternehmen, und ich bin entschlossen, meinen anfänglichen Widerstand gegen diesen Plan aufzugeben. Würden Sie es über sich gewinnen können, uns zu begleiten?"

Befremdet hatte Rudolf aufgehorcht, und wie Reue über das allzuschnell gegebene Versprechen regte sichs in seinem Herzen. Er dachte an Fritz und an den Schmerz, den diese vollständige Trennung dem Knaben unzweifelhaft bereiten würde. Die Versuchung, seine rasche Zusage zurückzunehmen, war verlockend genug, aber mit

einem Blick in Mauds bittende Augen hatte er sie überwunden.

„Vorausgesetzt, daß Herr Forester selbst damit einverstanden ist — ja!“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit. „Aber da mir unter solchen Verhältnissen noch mehr als bisher daran gelegen sein muß, alle peinlichen Zweideutigkeiten aus meinem Verhältnis zu Ihrem Vater zu beseitigen, so gestatten Sie mir eine Frage: Herr Forester hat gar kein Hehl daraus gemacht, daß er mich für einen von seinem Freunde Greaves abhängigen Spion halte, und bei meiner ersten Vorstellung konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch Sie diesen Argwohn teilen. Vermögen Sie mir eine Erklärung dafür zu geben oder mir ein Mittel zu nennen, das mich ein für allemal von jenem seltsamen Verdachte reinigen könnte?“

„Soweit es sich um mich handelt, bedarf es eines solchen Mittels natürlich nicht mehr, denn meine eben ausgesprochene Bitte ist wohl ein Beweis dafür, daß ich Sie nicht für einen Spion halte.“

„Aber Sie hielten mich doch dafür! — Und warum?“

„Sie würden unser Mißtrauen weniger be-

fremdlich finden, wenn Sie wüßten, mit einer wie sonderbaren und lästigen Aufmerksamkeit dieser Herr Greaves seit vielen Jahren all unser Thun und Lassen verfolgt. Ich erinnere mich seiner als eines wenig willkommenen Hausfreundes schon aus den Tagen meiner frühesten Kindheit, und ich weiß genau, daß die tiefe Abneigung, die ich selber von jeher gegen ihn empfunden, auch von meinen Eltern geteilt wurde. So lange meine Mutter sich am Leben befand, waren seine Besuche noch verhältnismäßig selten gewesen; nach ihrem Tode aber fing er an, sich alle Rechte eines ständigen Hausgenossen herauszunehmen. Und als meinen Vater dann die Lust anwandelte, weite Reisen zu unternehmen, da wurde Herr Lincoln Greaves plötzlich von demselben Verlangen erfaßt. Wenn er uns auch nicht geradezu seine Begleitung aufdrängte, so konnten wir doch ganz sicher sein, ihn wenige Tage nach unserer Ankunft an einem neuen Aufenthaltsorte mit seinem unausstehlichen Lächeln plötzlich vor uns auftauchen zu sehen, wie wenn er aus der Erde gewachsen wäre. So trat er ungerufen und unerwartet im Café Riche zu Paris an unsern Tisch — so schlenderte er uns im Jardin public zu Nizza entgegen — und so schlug

er meinen Vater auf dem Newskiprospekt in St. Petersburg von hinten auf die Schulter, obwohl in allen drei Fällen mit Rücksicht auf frühere Erfahrungen unsere Reisedispositionen mit ängstlicher Sorgfalt vor ihm geheim gehalten worden waren. Auch von der Absicht meines Vaters, für längere Zeit nach Berlin überzusiedeln, war er fast in derselben Stunde unterrichtet, in welcher sie zum ersten Mal vertraulich ausgesprochen worden war. Es schien eben einfach unmöglich, irgend etwas vor ihm zu verbergen, was in unserem Hause gethan oder geplant wurde, und wir hatten dafür keine andere Erklärung als die, daß er sich durch Bestechung unserer Dienerschaft seine Kenntnis von alledem verschaffte. Kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, wenn wir einen von ihm empfohlenen Herrn ganz besonders im Verdacht hatten, ihm wissentlich oder unwissentlich als Kundschafter dienen zu sollen?"

„Wenn Sie aber etwas derartiges fürchten, warum wurde ich dann mit meiner Bewerbung nicht kurzer Hand abgewiesen? Für die leichte Arbeit, die es im Kabinett Ihres Vaters zu verrichten giebt, wären sicherlich ohne Mühe hundert andere zu finden gewesen."

„Die Antwort auf diese Frage muß ich Ihnen leider schuldig bleiben; denn sie berührt ein Geheimnis, dessen Schleier auch ich noch nicht habe lüften können! Sie waren meinem Vater von Lincoln Greaves angelegentlich empfohlen worden! Das machte Sie ihm verdächtig und für den ersten Augenblick vielleicht sogar verhaßt; aber es schloß zu gleicher Zeit auch einen Zwang für ihn ein, Sie in seine Dienste zu nehmen! Das ist seltsam und unbegreiflich — nicht wahr? Aber auf Grund hundert anderer ähnlicher Erfahrungen darf ich nicht zweifeln, daß es volle Wahrheit ist. Dieser Greaves übte eine dämonische Gewalt über meinen Vater aus, und er machte von ihr nur zu oft einen geradezu tyrannischen Gebrauch. Worin die Erklärung dafür zu suchen ist, weiß ich nicht; denn ich habe auf meine direkten Fragen niemals andere als scheu ausweichende Antworten erhalten können. Von einer materiellen Abhängigkeit meines Vaters kann selbstverständlich nicht die Rede sein, denn er ist reich und Lincoln Greaves, soviel ich weiß, nur mäßig bemittelt. So bleibt kaum eine andere Möglichkeit als die, daß jener sich im Besitz eines Geheimnisses befindet, dessen Kenntnis ihn für meinen Vater zugleich verhaßt und fürchterlich

macht. Ich ahne nicht, von welcher Art dies Geheimnis sein kann, aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, es zu ergründen und damit den verderblichen Einfluß zu brechen, den dieser rätselhafte Mensch auf unser Leben übt. Wollen Sie mir auch dabei als Bundesgenosse zur Seite stehen, Herr Hellborn?"

„Welchen Nutzen könnte Ihnen meine Bundesgenossenschaft bringen, Fräulein Forester? Herr Greaves dürfte mich so wenig zu seinem Vertrauten machen, als es Ihrem Vater einfallen würde, das zu thun!"

„Wer weiß, ob das eine oder das andere nicht dennoch eines Tages geschähe! Doch auch, wenn wir an solche Möglichkeit nicht glauben wollen, wird es mir eine Beruhigung sein, zu wissen, daß Sie auf meiner Seite und nicht auf derjenigen des Mannes stehen, den ich trotz seiner angeblichen Freundschaft für unsern Feind halten muß. Werden Sie mir das fest und heilig versprechen?"

„Ich habe keinen Grund, Herrn Greaves zu mißtrauen," sagte Rudolf zögernd. „Ich bin ihm vielmehr zu Dank verpflichtet, denn er hat sich gegen mich, den Wildfremden, wohlwollend und uneigennützig erwiesen."

Maud warf den Kopf zurück, und zwischen ihren Brauen war wieder die kleine ungeduldige Falte.

„Sie können ebensowohl an die Großmut eines Tigers glauben, als an das Wohlwollen und die Uneigennützigkeit dieses Menschen!“ fiel sie ihm mit beinahe hart klingender Stimme ins Wort. „Daß er Sie nicht zu einem gemeinen Kundschafter mißbrauchen wollte, dessen bin ich bei seiner scharfblickenden Menschenkenntnis nun allerdings gewiß; aber ich zweifle dennoch keinen Augenblick, daß er sich Ihnen nicht genähert und Sie nicht in unser Haus gebracht haben würde, wenn Ihnen nicht eine ganz bestimmte und bedeutsame Rolle in einem seiner geheimnisvollen Pläne zugedacht wäre. Und er wird ja, wie es scheint, nicht vergebens auf Ihre Erkenntlichkeit gerechnet haben!“

In der Bitterkeit der letzten Worte war ein Vorwurf, welcher Rudolf verletzte und ihm das Blut in die Wangen trieb. —

„Er wird auf meine Erkenntlichkeit nur soweit rechnen dürfen, Fräulein Forester, als sie mich nicht in Widerspruch setzen würde mit meinen Pflichten und mit meiner Ehre. In allem, was er etwa zu Ihrem Schaden unternehmen könnte, wird

er in mir nicht einen Freund, sondern einen entschiedenen Gegner finden!"

In ihren Augen leuchtete es auf und noch einmal reichte sie ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen; denn ich kenne Sie nun zur Genüge, um zu wissen, daß ich auf Ihr Versprechen bauen kann! — Gute Kameradschaft also — in heiteren wie in ernsten Stunden!"

Jetzt waren die schlanken, weichen Finger nicht mehr kalt und leblos wie vorhin, sondern wie ein Glutstrom, der heiß durch seinen ganzen Körper rieselte, schien es von ihnen auszugehen, da sie sich mit sanftem Druck in Rudolfs Rechte schmiegten. Das Alleinsein mit dem schönen jungen weiblichen Wesen inmitten der tiefen, nächtlichen Stille, die sie umgab, fing plötzlich an, ihn seltsam zu beängstigen, und da mit tiefem Schlag die Uhr auf Foresters Schreibtisch eben die dritte Morgenstunde verkündete, riß er sich gewaltsam los aus dem süßen und doch beklemmenden Banne, in den ein unerklärlicher Zauber seine Sinne zu verstricken drohte.

„Es ist spät geworden, Fräulein Forester!" sagte er, „und Sie bedürfen der Ruhe!"

Sie nickte bejahend, und doch legte es sich zu-

gleich wie ein Schatten tiefer Wehmut über ihr hübsches Gesicht.

„Ich bedürfte ihrer wohl," erwiderte sie weich, „aber ich fürchte, es wird nicht so leicht sein, sie zu finden!"

Sie zögerte noch; aber sie mochte die Unruhe in seinen Mienen lesen, und so wandte sie sich zum Gehen.

„Es hieße Sie beleidigen, wenn ich Sie um Ihre Verschwiegenheit bitten wollte," fügte sie hinzu. Ein anderes aber müssen Sie mir noch versprechen, ehe wir uns trennen! — Sie werden sich nicht mit dem Baron von Trauenstein schlagen — unter keinen Umständen und auf keine Herausforderung hin — nicht wahr?"

„So lange ich für die Zukunft meines Bruders verantwortlich bin — nein!" erwiderte er mit Bestimmtheit. „Selbst der Verdacht der Feigheit wird mich nicht bestimmen können, meine Pflichten zu vergessen!"

„Und niemand soll Sie darum für feige halten — niemand wenigstens, der durch mich vom Gegenteil überzeugt werden kann! — Gute Nacht! Lassen Sie uns von dem Himmel Italiens träumen, den wir bald über unsern Häuptern haben werden!"

Sie schlüpfte hinaus. Rudolf Hellborn aber blickte noch minutenlang in tiefen, ernsten Gedanken nach der Stelle, wo ihr weißes Gewand verschwunden war, ehe auch er sich anschickte, seine Lagerstätte zu suchen.

Ende des 1. Bandes.

Druck von Robert Noske in Borna.

Kamm & Seemann, Leipzig.